



Berlin, den 27. April 1901.

Deutschland in China.

Graf Waldersee wird vom Unglück verfolgt. Als der ehrgeizige Held einer mühsam in Jahren geschaffenen Legation nach China geschickt wurde, durfte man zweifeln, ob ein Mann, der Klima, Terrain, Volkssitte und Volkscharakter nicht kannte, mit der Aussicht auf Erfolg den Oberbefehl führen könne. Die zahlreichen Reden des vor der That schon Gefeierten, seine Bereitwilligkeit, jedem photographischen Apparat Stand zu halten, die ganze Art eines Auftretens, dem in Preußens Militärgeschichte kein Vorbild zu finden ist: das Alles sprach sicher nicht für die Güte der getroffenen Wahl. Dann kam das erste Mißgeschick: als der Generalissimus in Asien landete, waren die in Peking bedrohten Fremden schon befreit und an dieser Befreiung hatte kein einziger deutscher Soldat mitgewirkt. Seitdem sind wir beinahe täglich mit Depeschen bewirthe't worden, die militärische oder diplomatische Erfolge meldeten; kein Mensch aber glaubt, daß bis jetzt irgend ein wahrhafter Vortheil erreicht worden ist. Der Marschall war gewiß nicht mäßig; er hat „pazifizirt“, unruhige Dörfer bestraft, Bogerbanden zerstreut, in Scharmühen gesiegt und — um bekannte Wünsche zu streicheln — den Franzosen allerlei Artigkeiten erwiesen, die auf das galische Volksempfinden natürlich nicht die geringste Wirkung üben können. Diese Thätigkeit forderte nicht gerade einen Feldherrn; jeder tüchtige Major hätte sie zu leisten vermocht. Und nun ist das berühmte Asbesthaus, an dem so viele Wize emporgezüngelt hatten, daß die Offiziersen des Grafen es mit

eiserner Stirn bereits ins Märchenreich wiesen, ist der von Waldersee bewohnte Theil des pekinger Kaiserpalastes verbrannt, der Feldmarschall hat seine ganze Habe verloren und sein Leben mit fremder Hilfe durch ein Fenster des brennenden Hauses gerettet. Dem solchen Strapazen und Gefahren ausgesetzten Greis wird Niemand mitleidige Achtung versagen; den Glanz des Feldherrnnamens aber kann dieser traurige Zwischenfall nicht mehrren. Ein Oberbefehlshaber, den seine Leute durchs Fenster zerrren müssen, ist, mag er noch so tapfer, an der Katastrophe noch so unschuldig sein, um seinen Nimbus. Das Feuer, so wird uns erzählt, ist nicht angelegt worden, sondern zufällig entstanden. Das klingt seltsam und kann die Erinnerung an der Hunnenkönigin Chriemhild lodernde Rache und an den moskauer Brand nicht verschonen. Ueberall flackern solche Erinnerungen auf; denn überall herrscht heute die Gewißheit, daß der Krieg gegen China der größte Fehler war, den die deutsche Politik nach allen früheren Irrungen noch machen konnte. . . . Mußte diese Erkenntniß so spät kommen?

„Es klingt recht schön, wenn in der Schreibstube, beim warmen Kachelofen, tapfere Männer das Michelthum der Deutschen höhnen, das sich noch immer nicht über den Ozean wage, in die großen Welthändel nicht verwickelt sein wolle. Die Muthigen, die in fremden Zonen fürs Vaterland ihr Leben einsetzen, sind nicht gering zu schätzen, nicht viel geringer aber die Andern, moralisch Muthigen, die in der Heimath, ohne nach Gunst oder Haß zu fragen, des Lügnerchores Geheul schrill mit schmerzender Wahrheit durchbrechen, — und dieser Wahrheitskünder Zeit scheint nun gekommen. Wir leben nicht mehr in den Tagen Heinrichs des Seefahrers, des Prinzen von Portugal, der auf der Entdeckungsfahrt nach einem Märchenindien die Goldküste fand; wir sind von eifersüchtigen Nachbarn und in ihrer Zuverlässigkeit unerprobten Freunden umringt, müssen heute noch in jedem Augenblick für den Kampf um unser Daseinsrecht gerüstet sein und dürfen uns nicht leichtfertig mit Macht und Ehre in Weltwinkeln festlegen lassen, wo der leiseste Anstoß zu ungeheuren Erschütterungen des Erdkreises führen kann, zu einem der zoologischen Kriege, in denen ganze Rassen vernichtet werden. In Otto Bismarck lebte sicher stets der empfindlichste Sinn für nationale Größe und der Einzige bebte vor keiner Gefahr; und doch hat er sich zwanzig Jahre lang unter Opfern bemüht, zwischen Deutschland und dem erwachenden Reich der Russen, deren Zukunft in Asien liegt, die Fläche zu verkleinern, auf der Reibungen möglich sind, hat er nicht eine Sekunde vergessen, daß sein Deutsches Reich auf Europas festem Boden mit ganzer Kraft früher oder später die Großmachtstel-

lung zu vertheidigen haben wird. Er hat vorsichtig gezögert und jede denkbare Folge erwogen, ehe er auch nur eine Kohlenstation mit dem Recht der Gewalt erwarb. Er wußte, als guter Gärtner, daß die besten Früchte in der Stille reifen, hatte in drei Kriegen gelernt, daß jedes vorzeitige Geräusch nur dem lauernden Feind nützlich wird, und hätte, bevor er seine Landsleute in die Gefahr eines Weltkrieges lockte, sich wohl gefragt, ob selbst das günstigste Spielerglück einen dem hohen Einsatz entsprechenden Gewinn bringen könne.

Der deutsche Stamm braucht auf der bewohnbaren Erde mehr Raum, aber er braucht noch dringender ein ruhiges, flackerndes Wünscheln nicht erreichbares Lebenscentrum, eine stille und stetige Regierung, die nicht wähnt, mit dem kalten Strahl elektrischer Scheinwerfer den Himmel erhellen, mit dem Licht bunter Lämpchen das Reisen köstlicher Frucht beschleunigen zu können. Wer den Deutschen sagt, sie könnten von einem zum anderen Tage geologische Entwicklungszeiträume überspringen und die Wesensform ihres geschichtlich bedingten Daseins ändern, wie einen Flottenplan, eine Uniform, einen Denkmalsentwurf, täuscht sich selbst oder will Andere täuschen und wird erst den Männern als ein Bringer schlimmer Botschaft erscheinen.

... Der Magister Germaniae hätte uns, wenn er noch wachte, nicht die Frage verwehrt: Ruhte es wirklich so weit kommen und ist der Gegenstand groß genug, um das Opfer deutscher Leben zu lohnen und für die Bedrohung der politischen Ruhe des Reiches Ersatz zu bieten? Seit Jahrzehnten haben wir den französischen, seit Jahren den englischen Chauvinismus verhöhnt und triumphirend gerufen, solche Wucherpflanze habe im deutschen Land keine Wurzel. Wir dürfen jetzt nicht schweigen, dürfen nicht ruhig, nicht ohne entschiedenen Widerspruch zusehen, wenn eine kurzfristige Staatskunst, die sich au cœur léger geräuschvoll selbst ihre Erfolge bescheinigt, dem künstlichen Reichsbau das starke Fundament zu zerföhren droht.

Der Kaiser hat beim Abschiedsgruß an die nach China gesandten Truppen gesagt, ihm sei der Krieg — er gebrauchte dieses unzweideutige Wort — nicht unerwartet gekommen. Auch auf diesen Blättern konnte man schon vor drei Jahren lesen, der nach Ostasien übergreifende Imperialismus müsse nach menschlicher Voraussicht in einen Weltkrieg führen. Leider reicht die Uebereinstimmung des Urtheils nicht weit. Des Kaisers Wort sollte wohl an das Bild erinnern, das er 1895 von einem Kunsthandwerker malen ließ, das bekannte Amazonenbild vom Schutze der heiligsten Güter, das schlaue Schmeichler in England jetzt als einen Beweis für die Prophetengabe Wilhelms des Zweiten reproduziert haben. Die Briten wissen, zu welchem Zweck sie ihre Guirlanden verwenden.

Aus Rußland aber bringen andere Weisen an unser Ohr. Da ruft der Fürst Uchtomski, ein Günstling des Zaren und ein Mann, der China aus eigener Anschauung kennt, nur der hastig zufahrende Eingriff der deutschen Politik habe die chinesischen Wirren verschuldet und Europa vor die Aufgabe gestellt, einem Volk von vierhundert Millionen Menschen eine Regierung zu schaffen, — Europa, dessen asiatische Politik durch die Verschiedenheit der Interessen zerklüftet und gelähmt ist. In Petersburg und Paris, in New York und Tokio sprechen Andere dieses Urtheil nach. Dürfen wir es mit gutem Gewissen ungerecht nennen, weil es von einem Fremden stammt? Die Chinesen hielten sich ruhig und erholten sich sacht von den Niederlagen, die Japan sie erleiden ließ. Dem deutschen Handel bot Ostasien die beste Aussicht, denn die pekinger Regierung hatte den natürlichen Wunsch, ihre Aufträge einem Industrievolk zuzuwenden, dessen Leistungen überall gerühmt werden und von dem sie keine politische Bedrängniß fürchten zu müssen glaubte. Von Unruhen hörte man nur, wenn gegen den frommen Uebereifer christlicher Missionare sich die Volkswuth regte. Der Chinese hat eine uralte Kultur, eine bis in die Tiefe reichende, wenn auch nur dürftige Volksbildung und eine Religion, die sich mehr an den Verstand als an Phantasie und Gefühl wendet. Es ist begreiflich, daß er sich gegen einen Bekehrungeifer empört, der in wilden Ländern, nicht aber in civilisirten Gegenden angebracht sein mag. Doch der Eifer der Missionare hätte den gelben Mann kaum zum Aufruhr getrieben. Auch in den Gedanken hatte er sich gewöhnt, daß Russen, Briten, Franzosen ihm von Jahr zu Jahr näher auf den Leib rückten. Das war nun einmal nicht zu ändern. Jetzt aber griff Deutschland zu, plötzlich und ohne den Chinesen einleuchtenden Grund, — und damit war das Signal zur Zerfetzung des Landes gegeben. Jeder heischte herrisch seinen Theil von der Beute, den Großen folgten die Kleinen und die schwache Regierung sah sich gezwungen, jedem Anspruch, auch dem letzten, nachgiebig zu weichen. Daß diese Länderjagd die christlichen Völker in seltsamem Licht erscheinen ließ, ist natürlich; und nicht minder natürlich, daß die Mandschu-Dynastie, die wehrlos alle Wünsche der weißen Barbaren erfüllen mußte und sich ohnmächtig zeigte, im Lande um Autorität und Achtung kam. Die Mandschus haben das Land nicht vor der Zerstückung zu wahren vermocht, der gepanzerten Faust, die über den Ozean drohte, hat sich die Patriotenfaust der Boxer entgegengeballt und die nationale Leidenschaft hat selbst die Reichstruppen in den Dienst der Anarchie gezwungen. Dem deutschen Handel aber ist auf Jahre hinaus die ostasiatische Hoffnung zerstört. Mußte es wirklich so weit kommen?

Lord Robert Clive wollte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Generalgouverneur der Ostindischen Compagnie mit einem Heer von dreißigtausend Mann China erobern. Der kühne Plan wurde nicht ausgeführt, weil Clives Kollegen die unberechenbaren Kosten des Feldzuges scheuten und fürchteten, der Ehrgeizige, der Spekulant und Feldherr zugleich war, werde sich nach dem Sieg selbst auf den mit ihrem Gelde eroberten Thron setzen. Seitdem ist die Volkszahl der gelben Männer um hundert Millionen gewachsen und im Großen wird sich nächstens nun wiederholen, was damals im kleinen Bezirk einer Welthandelsfirma sichtbar wurde: jede Regierung wird vor ehrgeizigen Plänen der lieben Nachbarn zittern. Mit allen Künsten der List und des Truges wird ein Kampf begonnen werden, in dem das Deutsche Reich wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren hat. Mit erschreckender Schnelle haben die Folgen einer allzu laut gepriesenen Politik sich enthüllt und die Verantwortlichen mögen vor dem Tag der Abrechnung bebten. Es wird Zeit, daß der wache Deutsche sich auf sich selbst, seine Pflichten und Rechte und auf den Ursprung seiner Macht besinnt und als ein Mündiger entscheidet, ob er den Weg eines Japenismus nach römisch-britischem Muster weiter wandeln will. Er wird gewissenhaft zu prüfen haben, ob es nöthig war, wegen einer Kolonie, deren klimatische und wirtschaftliche Vorzüge jetzt schon von Kennern recht gering geschätzt werden und die einstweilen nur ein paar Syndikaten Vortheile verheißt, das Leben deutscher Männer aufs Spiel zu setzen, die für solche Kämpfe nicht gerüstet sind und, wenn sie fallen, nicht als Vertheidiger heimischen Bodens sterben, ob es nöthig war, sich in einen Welthaber zu mischen, dessen Gefahren Bismarcks tapfere Staatskunst weise stets mied, und ein Mißtrauen zu wecken, das in kritischen Tagen verhängnißvoll werden kann. Noch ist es Zeit, sich mit einer weithin sichtbaren Genugthuung zu begnügen und Briten und Russen dann ihre chinesischen Händel allein ausfechten zu lassen. Eine deutsche Regierung hat zu Hause genug zu thun, kann im Deutschen Reich Ruhm in Fülle erwerben, ohne sich, nach äblem Vorbild, in imperialistische Räusche zu stürzen.“

Diese Sätze wurden geschrieben, als des Deutschen Reiches Kanzler noch Hohenlohe hieß, des Deutschen Reiches Bürger noch, froher Hoffnungen voll, der schönen Mär von dem Platz an der Sonne lauschten. Der sie schrieb, wurde damals, weil ihm für die Größe der nationalen Aufgabe das Verständniß fehle, in allen Tonarten getadelt. Vielleicht wird sein Bemühen, den für Deutschlands Entwicklung nützlichsten Weg zu erkennen, jetzt freundlicher beurtheilt werden.

May von Pettenkofer.

„Wer da lebt auf Erden, will gesund sein, denn ein Leben ohne Gesundheit ist eine Qual, eine Marter, von der Jeder Erlösung wünscht, und — wenn nicht mehr anders sein kann — selbst mit Verzichtung auf dieses Leben, durch den Tod.“ (M. v. Pettenkofer: Populäre Vorträge, Heft II.)

Nis Pettenkofer vor beinahe dreißig Jahren die hier citirten Zeilen niederschrieb, dachte wohl Niemand daran, daß sie sich auf so tragische Weise an ihm selbst bewahrheiten würden; aber sie beweisen, daß der Entschluß, eigenhändig seinen Lebensfaden zu zerschneiden, nicht einer zufälligen Mißstimmung Pettenkofers seine Entstehung verdankt, sondern daß er einer tief wurzelnden Lebensanschauung dieses seltenen Mannes entsprach. Wange Sorgen um die fernere Erhaltung seiner körperlichen und geistigen Kräfte bewogen Pettenkofer, trotz der ihm von allen Seiten in so reichem Maße zu Theil gewordenen Liebe und Verehrung, in seinem dreiundachtzigsten Altersjahr die Erlösung zu wünschen und die Erfüllung dieses Wunsches „mit Verzichtung auf das Leben“ selbst herbeizuführen. Welche traurige Ueberlegungen, welche Seelenkämpfe mußten diesem Entschluß vorausgegangen sein! Und wie tief mußte die Ueberzeugung, „daß es nicht mehr anders sein könne“, Wurzel gefaßt haben, bis Pettenkofer sich zu diesem letzten Schritt entschloß! Ein tiefes Mitleid mit dem großen Toten ergreift uns bei diesem Gedanken und sein Andenken ist uns durch sein tragisches Ende nur noch lieber, nur noch theurer geworden.

Pettenkofer hatte nicht nur ein an geistiger Thätigkeit reiches und mannichfaches, sondern auch ein äußerlich sehr bewegtes Leben. Er gehörte nicht zu Denen, die von Jugend an ins richtige Gleise gerathen, die auf dem einmal eingeschlagenen Pfade ruhig und unbehelligt weiter gehen bis an ihres Lebens Ende. Ohne bestimmte Steuerung tanzte sein Schiffslein einige Zeit auf den Lebensmogen herum und er hatte schon in verschiedenen Richtungen seinen regamen Forschergeist bethätigt, bevor sich das große Ziel, dem er von da ab unentwegt zusteuerte, seinem geistigen Auge erkenntlich machte und bevor ihm seine äußere Stellung gestattete, diesem Ziel zuzustreben.

May von Pettenkofer wurde am dritten Dezember 1818 zu Lichtenheim, im Gerichtsbezirk Neuburg a. D. (Bayern) als Sohn eines Landwirthes geboren. Neben ihm waren noch sieben Geschwister da und so war es Mayens Vater ganz willkommen, daß sein Bruder, Dr. Franz Xaver Pettenkofer, der

seit 1823 königlicher Leib- und Hofapotheker war und in kinderloser Ehe lebte, nach und nach drei Geschwister Pettenkofer's und schließlich auch ihn selbst in sein Haus aufnahm. In München besuchte Max die Schulen und auch das humanistische Gymnasium, das er, achtzehn Jahre alt, im Sommer 1837 mit Auszeichnung absolvirte. Und nun stand er zum ersten Male am Scheideweg. Seine persönlichen Neigungen wandten sich der Philosophie zu, aber sein Onkel wünschte, daß der Junge Naturwissenschaften studiren und dann sich der Pharmazie widmen solle. Offenbar lag es im Plan des Onkels, den Nefen, für den er eine besondere Vorliebe hatte, in seine Fußstapfen treten zu lassen. Pettenkofer gab nach, hörte zunächst an der Universität München philosophische und naturwissenschaftliche Kollegien und trat nach zweijährigem Studium als Lehrling in die Leib- und Hofapotheke ein. Doch schien ihm die strenge Schule seines Onkels, in die er hier gerathen war, nicht zu behagen. Das war wohl die Hauptursache einer zeitweiligen Entgleisung, die Pettenkofer der Bühne zuführte. Das regensburger Theater nahm den jungen, poetisch angelegten Mann als Statisten auf. „In Augsburg“, erzählte Pettenkofer humoristisch, „ließ ich als engagirter Schauspieler einige Buchstaben meines Namens weg und trat unter dem Pseudonym Tenkof als Bradenburg in Goethes ‚Egmont‘, als Kstolf in Calderons ‚Leben ein Traum‘ auf; auch einige andere Rollen eignete ich mir an. In der freien Zeit ging ich nach dem nahen Friedberg. Da lebte als Rentbeamter mein Onkel Joseph Pettenkofer, der höchlich über meinen Schauspielerberuf entrüstet war. Aus dieser Entrüstung hätte ich mir nun nicht viel gemacht, aber wohl aus seiner schönen, liebenswürdigen Tochter Helene, die ich liebte. Ihre Erklärung, sie wolle mir Herz und Hand schenken, wenn ich nur wieder zurückkehrte und ein ordentlicher Mensch würde, machte mir Eindruck. Ich verließ die Bretter, verlobte mich mit Helene, ging nach München und arbeitete an der Universität mit meiner ganzen Kraft, um bald angestellt zu werden und heirathen zu können. Aus der Hofapotheke war ich durch meinen Onkel Kaser verbannt, denn ein ehemaliger Schauspieler konnte sich nach seiner Meinung höchstens noch zum Mediziner eignen.“

Es ist nun ein bereitetes Zeugniß für die gewaltige Arbeitskraft und für die moralische Stärke Pettenkofer's, daß er schon zwei Jahre nach Wiederaufnahme seiner Studien in rascher Folge zuerst sein Approbationsexamen als Apotheker und dann das medizinische Dokorexamen machen konnte. Doch verspürte er keine große Lust, Apotheker zu werden; auch der praktischen Medizin stand er schon damals skeptisch gegenüber. So folgte er denn gern dem Rath väterlicher Freunde, die für ihn die akademische Laufbahn im Auge hatten, und begab sich zum speziellen Studium der medizinischen Chemie zuerst nach Würzburg und dann nach Gießen zu Liebig, in dessen Labora-

torium er seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten ausführte (Entdeckung des Kreatinins im Harn und die sogenannte pettenkofersche Gallenreaktion).

Aber noch einmal wurde er aus dem neubetretenen Gleise herausgeworfen. Die Kreirung einer Professur für medizinische Chemie an der münchener Universität, auf die er gerechnet hatte, unterblieb damals und der junge Gelehrte war genöthigt, im Jahre 1845 eine Assistentenstelle beim Ranzamt in München anzunehmen. Hier begann nun Pettenkofer eine Reihe chemisch-technischer Arbeiten (über den Schmelzprozess der Edelmetalle; über den Unterschied zwischen den englischen und den deutschen hydraulischen Kalken; über die Wiederherstellung antiker Glasfäße), die ihn in weiteren Kreisen bekannt machten. Und als dann in Folge eines Ministerwechsels der Lehrstuhl für medizinische Chemie in München geschaffen wurde, erhielt Pettenkofer am neunundzwanzigsten November 1847 die Ernennung zum Außerordentlichen Professor an der medizinischen Fakultät München, mit einem Jahresgehalt von 700 Gulden in Geld und einem Naturalbezüge von zwei Scheffeln Weizen und sieben Scheffeln Korn.

In seiner neuen Stellung kündigte er Vorlesungen an über „diätetische Chemie“, die sich allmählich zur Grundlage von Betrachtungen über hygienische Fragen ausbildeten und zur Untersuchung der Umgebung des Menschen mit Hilfe chemisch-physikalischer Methoden Veranlassung gaben. Uebrigens bethätigte sich der schöpferische Geist Pettenkofers in dieser Zeit nach den verschiedensten Richtungen; neben medizinisch-chemischen Aufgaben wandte er sich auch jetzt wieder chemisch-technischen Fragen zu (Herstellung des Leuchtgases aus Holz u. s. w.) und arbeitete sogar im Gebiete der theoretischen Chemie. So schätzen denn auch die Chemiker vor allen Dingen Pettenkofer als Vorkämpfer unter den Begründern des periodischen Systems wegen seiner im Jahre 1850 der münchener Akademie der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung: „Ueber die regelmässigen Abstände der Äquivalentzahlen der sogenannten einfachen Radikale“. Leider konnte er damals seinen Plan, dieser Hypothese durch eine Reihe genauer Äquivalentbestimmungen eine sichere Grundlage zu geben, wegen Mangels an Mitteln, die er vergeblich von der Akademie erbeten hatte, nicht ausführen. Aber seine Verdienste um diese wichtige wissenschaftliche Frage wurden dennoch anerkannt und die Deutsche Chemische Gesellschaft hat das fünfzigjährige Jubiläum seiner Veröffentlichung benutzt, um Pettenkofer eine goldene Erinnerungsmedaille zu überreichen.

Im Jahre 1850 ging eine wesentliche Aenderung in der äußeren Stellung Pettenkofers vor sich. Sein Onkel Dr. F. K. Pettenkofer starb und Max Pettenkofer wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Damit aber die Uebernahme dieses Amtes ihn nicht hindere, wie bisher seiner Lehr- und Forscherthätigkeit obzuliegen, wurde die unmittelbare Führung der Geschäfte in der Hofapotheke seinem Bruder Michael Pettenkofer übertragen.

Im Jahre 1852 wurde Pettenkofer zum Ordentlichen Professor für medizinische Chemie ernannt. Als Laboratorium hatte ihm bis jetzt ein recht beschränkter Raum im Universitätsgebäude gebient. Jetzt aber stellte ihm der damalige Physologe von Siebold einige Lokalitäten im neuerbauten Institut an der Hindlingstraße zur Verfügung. Doch bestand auch hier das ganze Königreich Pettenkofers aus vier kleinen Zimmern; und erst später, unter dem Nachfolger Siebolds, dem Physiologen Voit, der einer der ältesten Schüler Pettenkofers gewesen war, erhielt er die Möglichkeit, sich im Institut etwas weiter auszudehnen. Immerhin war die Einrichtung des Laboratoriums zu jener Zeit, aus Mangel an verfügbaren Mitteln, eine recht ärmliche, namentlich, wenn man sie mit den Forderungen vergleicht, die heutzutage an derartige Stätten der wissenschaftlichen Forschung gestellt werden. An dieser primitiven Ausstattung seiner „Werkstätte“ hatte die im Jahre 1865 erfolgte Ernennung Pettenkofers zum Ordentlichen Professor für Hygiene, womit die Ebenbürtigkeit der von ihm geschaffenen neuen Wissenschaft mit den übrigen medizinischen Disziplinen anerkannt wurde, nichts Wesentliches geändert; erst viel später, durch den Bau und die im Jahre 1878 erfolgte Eröffnung des neuen hygienischen Institutes an der jetzt nach Pettenkofer benannten früheren Hindlingstraße, erhielten der Meister und sein Fach einen Tempel, der ihrer würdig und für Forschungszwecke den modernen Anforderungen entsprechend eingerichtet war. Noch im physiologischen Institut war übrigens der erste große Respiration-Apparat zur Aufstellung gekommen, der nach den Angaben Pettenkofers konstruiert wurde und zu dessen Herstellung König Max II. aus seiner Privatschatulle die Summe von 10 000 Gulden bewilligte, da andere Mittel für diese kostbare Anlage nicht zur Verfügung standen. Dieser Apparat war der erste, der in Folge seiner genialen Konstruktion gestattete, mit großer Genauigkeit den Gaswechsel erwachsener Menschen und größerer Thiere zu bestimmen. Er war es denn, dessen Pettenkofer und Voit, in unverbrüchlicher Freundschaft, zu ihren gemeinschaftlich vorgenommenen, bahnbrechenden Forschungen im Gebiete der Ernährungslehre sich bedienten.

Lange bevor Pettenkofer „offiziell“ Vertreter der Hygiene in München war, schon in den fünfziger und im Anfange der sechziger Jahre, hatte er auf dem Gebiet der experimentellen Hygiene Manches geleistet. Gerade zu jener Zeit drängten sich hygienische Fragen mächtig an ihn heran und schon damals entstanden vor seinem geistigen Auge jene Aufgaben, die, wie er allerdings erst später in systematischem Zusammenhange ausführte, den Inhalt der hygienischen Forschung und ihre Eigenart bilden sollten. Ihm wurde immer klarer, daß unser Befinden von so Vielem abhängt, was außerhalb des Organismus liegt und was wir vorläufig oft noch sehr unvollkommen oder gar nicht kennen. Hier sollte, nach Pettenkofers Ansicht, die Hygiene

einsetzen. „Ihr genügt,“ sagte er, „nicht die Physiologie des Körpers; sie braucht, so zu sagen, auch eine Physiologie seiner Umgebung, so weit der Grad seiner Gesundheit dadurch beeinflusst wird. . . . So braucht sie eine Physiologie der Luft, des Wassers, des Bodens, der Nahrung, des Hauses, der Kleidung, des Bettes u. s. w., so zu sagen eine über den Organismus hinaus fortgesetzte Physiologie und Pathologie“. Das war, wenigstens in großen Zügen, ein eigentliches Arbeitsprogramm für die experimentelle Hygiene und Pettenkofer machte sich schon am Ende der fünfziger Jahre mit großer Energie an seine Bearbeitung. Seinen Forschungen lag von nun an ein vollkommen bewußtes Vorgehen zu Grunde auf einem Gebiet, das vor ihm Niemand bebaut hatte, ja, von dessen Existenz zu jener Zeit außer ihm wohl Niemand eine klare Vorstellung hatte. Pettenkofer wird also gewiß mit Recht als der „Vater der experimentellen Hygiene“ bezeichnet.

Zunächst wandte er sich dem Studium der Luftbeschaffenheit bewohnter Räume und deren Ventilationverhältnissen zu. Er hatte das Gefühl, daß wir es hier mit einem für das Gesundbleiben des Menschen sehr wichtigen Faktor zu thun haben. Und er täuschte sich nicht, denn wir wissen ja jetzt aus dem Kampf mit der Tuberkulose und den dabei gewonnenen Erfahrungen, daß der Aufenthalt in reiner, unverdorbener Luft von höchster Bedeutung für die Gesundheit des Menschen ist. In erster Linie arbeitete Pettenkofer eine leicht ausführbare und hinlänglich genaue Methode der Luftuntersuchung (die nach ihm benannte und auch jetzt noch allgemein gebräuchliche Methode der Kohlensäurebestimmung in der Luft) aus und gab uns durch zahlreiche Untersuchungen in Krankenhäusern, Auditorien und Privatwohnungen einen Maßstab für den Grad der Luftverunreinigung und die Grenze, die in von Menschen benutzten Räumen noch zu dulden sei (1 Volumen Kohlensäure auf 1000 Volumina Luft). Dann unterwarf er die in jener Zeit gebräuchlichen Systeme der künstlichen Ventilation einer experimentellen Prüfung, verglich den Effekt der auf Temperaturdifferenzen gegründeten Systeme mit denen, die sich mechanischer Kraft bedienen, studirte den Einfluß der Verkopplung von Ventilation und Heizung und gelangte auf diese Weise dazu, Grundsätze für den künstlichen Luftwechsel und seine nothwendige Größe aufzustellen, die auch von der heutigen, ziemlich entwickelten Ventilationstechnik berücksichtigt zu werden verdienen. Auch wies er der Ventilation für immer ihre richtige Stellung an, wenn er sie vornehmlich nur gegen diejenige Luftverderbnis angewandt wissen wollte, die unter gewöhnlichen Verhältnissen auch bei Beobachtung strenger Reinlichkeit unvermeidlich ist. „Ein Raum, der einen verwesenden Misthaufen einschließt“, sagte er in seiner drastischen Weise, „wird trotz aller Ventilation eine elendste Wohnstätte, ein Herd für schlechte Luft bleiben. Erst wo die Reinlichkeit durch rasche Entfernung oder

sorgfältigen Verschluss luftverderbender Stoffe nichts mehr zu leisten vermag, beginnt das Feld für die Ventilation.“

Auch die Bedingungen des natürlichen Luftwechsels zog Pettenkofer in den Kreis seiner Beobachtungen. Er untersuchte den Einfluss der Temperaturdifferenzen und des Windes auf den Effekt der natürlichen Ventilation, prüfte durch sinnreiche Experimente die Porosität der Baumaterialien und die Luftdurchlässigkeit ganzer Wände, zeigte, daß feuchte Wände ihre Permeabilität verlieren und daß nur trockene Wände in richtiger Weise „athmen“ können, und schuf eine praktisch anwendbare Methode für die Bestimmung der Ausgiebigkeit der sogenannten freiwilligen oder natürlichen Ventilation.

Grundlegend waren auch seine Studien über die Funktion der Kleider und deren Bedeutung für die Wärmedekonomie des menschlichen Körpers. Und es gelang ihm, mit Hilfe genial einfacher physikalischer Untersuchungsmethoden nachzuweisen, daß hier auf der einen Seite die physikalisch-chemischen Eigenschaften der Rohstoffe (namentlich ihr Verhalten zum Wasser), auf der anderen die mechanische Struktur des Gewebes maßgebend sind. Er hat gezeigt, daß der Kleidung nicht die Aufgabe zukommt, den Luftzutritt zu unserem Körper auszuschließen, sondern daß der Körper im Interesse seiner richtigen Erwärmung des Luftwechsels bedarf, wobei es allerdings Aufgabe der Kleidung ist, diesen Wechsel so zu gestalten, daß er nicht unangenehm empfunden wird. Nicht eine dichte, für Luft undurchgängige Kleidung hält am Meisten warm, sondern ein lockeres, poröses Gewand. Wie fruchtbringend der Anstoß war, den Pettenkofer gegeben hat, zeigen die späteren Arbeiten seiner Schüler und namentlich die vielseitigen Studien Kubners über die Bekleidungshygiene.

Dann dehnte Pettenkofer seine Untersuchungen auch auf die sanitären Verhältnisse des Bodens, die Folgen seiner Verunreinigung durch Leichen und durch Abfallstoffe aller Art, die Beschaffenheit und die physikalischen Verhältnisse der Bodenluft aus. Durch geistvolle Studien über den Einfluss der Bodenbeschaffenheit auf die an der Leiche vor sich gehenden Veränderungen, über den Einfluss des Luftzutritts auf die Raschheit und den Charakter der Leichenzersetzung und über das quantitative Verhältnis der Zersetzungsprodukte zur Bodenmasse selbst, zur Menge des Wassers im Boden und zur Quantität der über die Leichenäder dahinströmenden Luft begründete er zum ersten Male wissenschaftlich den heute allgemein anerkannten Standpunkt, daß gut angelegte Kirchhöfe, bei ausreichender Drainage und Ventilation des Bodens und bei vernünftigem Betriebe, weder den Boden selbst noch das Grundwasser oder die Luft verunreinigen. Besonderen Anlaß zum Studium der Luftströmungen im Boden gaben Pettenkofer einige Fälle von offener Vergiftung durch das Kohlenoxyd des Leuchtgases in Häusern, die selbst keine Gasleitung besaßen, wo also das Leuchtgas nur

einer gebrochenen Röhre der Straßenleitung entströmen konnte. Um die Menschen in ihren Schlafzimmern zu töten, mußte in diesen Fällen das Gas durch den Straßenkörper, durch die Grundmauer des Hauses und durch die Zimmerböden hindurchbringen. Die auf den ersten Blick auffallende Erscheinung, daß solche Unglücksfälle wesentlich nur im Winter vorkommen, führte Bettenkoser auf die physikalisch einzig richtige Erklärung, daß die Erhitzung' outaf' oen' zug verurteilt weroe; oen' oas gefetzt' pads' im' Winter auf die Bodluft in seiner Umgebung ausübt. Durch spätere experimentelle Untersuchungen seiner Schüler wurde diese Vermuthung Bettenkosers in glänzender Weise bestätigt.

Die Anschauung, daß Reinlichkeit einer der wichtigsten hygienischen Faktoren sei und daß sie sowohl in der privaten als auch in der öffentlichen Gesundheitspflege eine wesentliche Rolle spiele, veranlaßte Bettenkoser, mit der ganzen Macht seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung einzutreten für die Ansanrung bewohnter Orte durch gute Wasserleitungen und durch richtige Beseitigung der Abfallstoffe. Zwar war er bis ans Ende seines Lebens überzeugt, daß nicht das Wasser es ist, das die Rolle eines Vehikels bei der Verbreitung der Krankheitsreger des Abdominaltyphus und der Cholera spielt; aber er verkannte deshalb keineswegs die Bedeutung einer guten Wasserversorgung für den allgemeinen Gesundheitszustand der Bevölkerung. Er betrachtete das Wasser nicht nur als eins der vornehmsten Genussmittel für den Menschen, das alle Eigenschaften besitzen müsse, die wir von einem solchen Genussmittel verlangen, sondern betonte wiederholt, daß es in hervorragender Weise nothwendig sei zur Reinhaltung unserer Umgebung; „und zwar brauchen wir es“, pflegte er zu sagen, „in jedem Stockwerk der Häuser für die verschiedensten Zwecke der Reinlichkeit und in allen Straßen zu deren Reinigung und Besprengung. Wie man mit reiner Luft die Räume ventiliren soll, so soll man sie auch nur mit reinem Wasser waschen“. Wie skeptisch er also auch der „Trinkwassertheorie“ (Verbreitung epidemischer Krankheiten durch das Trinkwasser) gegenüberstand, so galt ihm doch das Verlangen nach reinem und reichlichem Wasser für alle menschlichen Wohnorte als eine der fundamentalsten Forderungen der Hygiene. Gewiß nicht umsonst hat die Stadt München eine der besten Quellen, die ihr Wasser zuführt, die „Bettenkoserleitung“ benannt.

In Bezug auf die Entfernung der Abfallstoffe gelangte Bettenkoser sehr bald zu der Ueberzeugung, daß nur durch deren Einleitung in ein unterirdisches Kanalsystem mit reichlicher Wasserspülung und durch die allgemeine Einführung des Wasser Klosets die vom hygienischen Standpunkt aus zu erstrebende Reinheit der Luft in den Wohnräumen und des Städtegrundes wirklich erreicht werden könne. Auch war er der Ansicht, daß unter

gewissen Umständen sich die Ableitung des städtischen Siedehaltes in die Flüsse hygienisch vollkommen rechtfertigen lasse. Als Hauptbedingungen hierfür verlangte er eine gewisse Geschwindigkeit der Strömung und ein gewisses quantitatives Verhältnis zwischen der Abwässermerge und dem Wasserreichtum des Flusses. Durch eigene Untersuchungen und durch Arbeiten seiner Schüler suchte er zu beweisen, daß da, wo diese Bedingungen zutreffen, in Kürze eine hinlängliche Selbstreinigung des Flußwassers stattfindet. Mit großer Beharrlichkeit blieb er auf diesem Standpunkt, namentlich mit Bezug auf die Einleitung der Abwässer Münchens in die Isar.

Auch die durch künstliche Beleuchtung verursachten Luftveränderungen (Vermehrung von Kohlensäure und Wasserdampf, Temperatursteigerung) wurden entweder von Pettenkofer persönlich oder durch seine Schüler studirt. Ihm gehören die ersten vergleichenden Untersuchungen über Gaslicht und elektrisches Licht in den münchener Theatern; dabei traten bekanntlich die Vorzüge der elektrischen Beleuchtung in Bezug auf Luftverbessern und Temperatursteigerung deutlich hervor.

Das größte Aufsehen, und zwar in weitesten Kreisen, erregten die Forschungen und Anschauungen Pettenkofers auf dem Gebiete der Seuchenlehre, speziell über die Verbreitungsart des Abdominaltyphus und der Cholera und über die Bekämpfung dieser beiden Infektionskrankheiten. Diese Forschungen haben viel zur Popularität Pettenkofer's beigetragen, sie haben aber auch einen großen — ich möchte beinahe sagen: den größten — Teil seiner Arbeitskraft in Anspruch genommen und haben ihm viel Kampf und viele Anfeindungen eingebracht.

Schon während des epidemischen Auftretens der Cholera in Bayern, im Jahre 1854, war Pettenkofer, auf Grund der gemachten Beobachtungen, zur Ueberzeugung gelangt, daß der menschliche Verkehr bei der Verbreitung der Cholera allerdings eine gewisse Rolle spiele, daß aber zur Erklärung der launenhaften Ausbreitung der Krankheit im Allgemeinen nichts übrig bleibe als die Lage der Ortschaften in gewissen Flußthälern und Entwässerungsgebieten. Es schien ihm aus den Thatfachen hervorzugehen, daß der Verkehr mit Choleraorten an und für sich nicht genüge, um eine Epidemie hervorzurufen, denn trotz dem freiesten persönlichen und sachlichen Verkehr mit durchseuchten Orten blieben ganze Städte und Dörfer oder einzelne Stadttheile und Häusergruppen frei von Cholera. Alle diese Erscheinungen brachten ihn dazu, anzunehmen, daß es eine örtliche und zeitliche Disposition für Cholera geben müsse und daß die Krankheit nur da Wurzeln fassen könne, wo diese Disposition vorhanden sei, daß aber ohne sie ein Ort nicht epidemisch befallen werden könne. Die Thatfachen zwangen Pettenkofer, „Localist“ zu werden.

Daß es einen spezifischen Cholerakeim gebe und daß dieser Keim in

den Darmentleerungen der Kranken enthalten sei, nahm Pettenkofer an, lange bevor man den von Koch entdeckten Choleraabzillus kannte. Aber seine Untersuchungen über den Einfluß der Dichtigkeit auf die epidemische Verbreitung der Krankheit gaben ihm Grund, anzunehmen, daß dieser spezifische Keim, wie er vom Kranken ausgeschieden wird, nicht infektiös sei, sondern daß er, um virulent zu werden, außerhalb des menschlichen Organismus — wahrscheinlich im Boden — ein gewisses Entwicklungsstadium durchmachen müsse. Die hierzu günstigen Eigenschaften sah er in einer gewissen Durchgängigkeit des Bodens für Wasser und Luft, in der Imprägnierung des Bodens mit organischen, namentlich von menschlichen Abfällen herrührenden Stoffen und in zeitweise größeren Schwankungen der Bodenfeuchtigkeit.

Für Pettenkofer war also nicht der Cholera Kranke mit seinen Darmentleerungen gefährlich, sondern der Choleraort, nicht der Verkehr mit dem Kranken selbst, sondern der Aufenthalt an einem epidemisch ergriffenen oder an einem durch seine Lokalverhältnisse zur Cholera disponierten Ort. Die gegenteilige Ansicht der „Kontagionisten“ und „Trinkwassertheoretiker“ bekämpfte er mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung und mit dem ganzen Arsenal seiner reichen Erfahrung. Nimmermüde und mit geradezu übermenschlicher Kraftanstrengung suchte er von allen Seiten Material herbeizuschaffen, um seine Ansichten zu stützen und die Gründe seiner wissenschaftlichen Gegner zu widerlegen; zahlreiche Reisen nach Choleraorten unternahm er, um zu beweisen, daß die daselbst vorhandenen Lokalverhältnisse seiner Theorie günstig seien, daß eine Verbreitung der Krankheit durch direkte Ansteckung ausgeschlossen sei und daß das Trinkwasser am Auftreten der Epidemie keine Schuld trage.

Die Entdeckung des Choleraabzillus durch Robert Koch wurde von Pettenkofer freudig begrüßt, aber sie vermochte keine Aenderung in seinen Anschauungen über die Verbreitungsweise der Krankheit hervorzurufen. Und als dann Koch sich den Anschauungen der Kontagionisten angeschlossen, als er den Choleraabzillus, wie er von den Kranken ausgeschieden wird, als direkt ansteckungsfähig und also die Entleerungen der Cholera Kranken als gefährlich erklärte, als er folgerichtig von dem Einfluß der örtlichen und zeitlichen Disposition im Sinn Pettenkofers nichts wissen wollte, da mußten natürlich die Geister aufeinanderplozen. Pettenkofer trat in Wort und Schrift kräftig ein für die „großen epidemiologischen Thatfachen“, auf die sich seine Theorie stützte und die er von Koch vernachlässigt sah, und wehrte sich namentlich gegen die praktischen Konsequenzen in Bezug auf die Bekämpfung der Cholera, die Koch aus seiner Lehre von der Virulenz des Kommabazillus zog. Die sorgfältigste und möglichst systematische Desinfektion der Cholera stühle, die von der Furcht diktierte strenge Isolation des Cholera Kranken, die mannich-

fachen Verkehrsbeschränkungen zu Land und zur See, — alle diese von den Kontagionisten vorgeschlagenen Maßregeln führen, weil auf falscher theoretischer Grundlage ruhend, nach der Ansicht Pettenkofer's nicht zum Ziel. Die meisten dienen, wenn sie streng durchgeführt werden, nur dazu, das Publikum unnötig grausam gegen Choleraerkrankte oder aus Choleraorten kommende Reisende zu machen, und haben auch in ihrer mildesten Form (z. B. Sanitätsinspektionen statt der Quarantainen) etwas Störendes, die freie Bewegung der Persönlichkeit Hemmendes an sich.

Dem gegenüber entwarf Pettenkofer seinen Kriegsplan gegen die Cholera auf lokalistischer Grundlage. „Vom lokalistischen Standpunkt aus“, sagt er, „gibt es sehr viel gegen die Cholera zu thun, allerdings nicht sowohl während des Herrschens der Ortsepidemie als vorher“. Als ein sehr wirksames Mittel gegen Massenerkrankungen empfiehlt er das Verlassen eines von der Cholera schon befallenen oder von ihr bedrohten empfänglichen Ortes, die sogenannte Choleraflucht, die namentlich in Indien sich als ein sehr nützlichcs Borgehen bewährt hat und dort, so weit es Garnisonen und Gefängnisse betrifft, zu einer offiziellen prophylaktischen Maßregel geworden ist. Suchen die Choleraflüchtlinge immune Orte auf, die es ja fast überall in großer Zahl giebt, so haben solche Orte die Flüchtlinge in keiner Weise zu fürchten und liegt kein Grund vor, ihnen die Thore zu verschließen oder sonst inhuman ihnen gegenüber zu verfahren.

Eine sehr dankbare Maßnahme im Kampfe mit der Cholera besteht nach Pettenkofer in dem Bestreben nach Herabsetzung der individuellen Disposition zur Erkrankung. Dieses Mittels sollte man sich in ausgedehntem Maßstabe bedienen, zum Beispiel durch spezielle Fürsorge für die Armen überhaupt und insbesondere für arme Kranke. Namentlich sind Suppen- und Wärmeanstalten zu fördern und ist durch Eröffnung ärztlicher Besuchsanstalten (Polikliniken) dafür zu sorgen, daß die Anfangsstadien der Krankheit, Diarrhöen und Cholerinen, sofort in zweckmäßiger Weise behandelt werden können. Auf Grund gemachter Erfahrungen ist Pettenkofer der Ansicht, daß diese Maßregeln bedeutenden Erfolg versprechen.

Aber der Schwerpunkt der praktischen Choleraeprophylaxe liegt für ihn in Maßregeln gegen die örtliche Disposition, in Maßregeln, die die schlimmsten Choleraherde zu immunen Plätzen umwandeln können. Er kann sich hier auf zahlreiche Erfahrungen berufen, denn es ist Thatsache, daß alle Städte, wo gute Kanalisation, eine richtige Bodendrainage und eine den hygienischen Anforderungen entsprechende Wasserversorgung bestehen, an ihrer Empfänglichkeit für Cholera beträchtlich verloren haben. Allerdings können diese Rezepte nicht erst gemacht werden, wenn die Cholera schon da ist, sondern ihre Zubereitung muß schon lange vorher in Angriff genommen werden.

In ihnen allein ruht nach Pettenkofer die tatsächliche Choleraepidemiologie. „Die Orte, die nicht von Natur choleraimmun sind, soll die hygienische Kunst immun machen. Das ist das einfachste Ziel der lokalistischen Lehre, der ich hulbige.“ Das ist in kurzen Worten sein Glaubensbekenntniß in Bezug auf die Choleraepidemiologie.

Er ist in diesen Fragen oft mißverstanden worden. Oft mußte er sich gegen Mißdeutungen seiner Ansichten wehren, oft schwerwiegende Einwendungen wissenschaftlicher Natur bekämpfen; oft stand er vor der nicht leichten Aufgabe, neuere Forschungsergebnisse, so weit er sie anerkennen mußte, mit seinen Anschauungen in Einklang zu bringen. Aber „festgewurzelt in der Erde“, wie man mit Rücksicht auf seine Bodentheorie nicht unzutreffend sagen könnte, stand Pettenkofer, allen wissenschaftlichen Stürmen, die auf ihn eindrangen, trotzend, da. Und nicht bornirte Hartnäckigkeit war es — Das braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden —, die ihn veranlaßte, bis zum Tode an seinen einmal gewonnenen Anschauungen festzuhalten, sondern die tiefe Ueberzeugung, daß nur der von ihm eingeschlagene Weg zu einer erfolgreichen Bekämpfung der Cholera (und des Typhus) führe. Ob er Recht hat oder ob er sich irrt, ob die contagionistische oder die lokalistische Lehre schließlich den Sieg davon tragen wird, kann heute noch kein Sterblicher sagen. Wer weiß, ob nicht auch hier, wie es bei der Malaria der Fall war, ein Zwischenträger gefunden wird, der an gewisse örtliche Verhältnisse gebunden ist.

Aber auch wenn es nicht so sein, wenn die Meinung von der reinen Contagiosität der Cholera schließlich triumphiren sollte, so wird doch Niemand behaupten wollen, die epidemiologischen Forschungen Pettenkofer's seien umsonst gewesen. Wie viele Anregungen hat sein erfinderiſcher Geist fortwährend den Gegnern gegeben; wie mußten sie ihre Kräfte anstrengen, um seine Argumente zu widerlegen! Die wissenschaftliche Forschung konnte durch diesen von beiden Seiten mit allen Mitteln geführten Kampf nur gewinnen. Außerdem muß auch von seinen Gegnern anerkannt werden, daß Pettenkofer in seinen Anschauungen und in seinem Handeln sich immer nur von seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung leiten ließ. Die Feuerprobe in dieser Hinsicht hat er wohl bestanden, als er am zwölften November 1892 sein bekanntes heroisches Experiment ausführte und 1 cem einer frischen Bouillonkultur von Choleraabazillen zu sich nahm. „Selbst wenn ich mich täuschte und der Versuch lebensgefährlich wäre“, sagte er damals, „würde ich dem Tode ruhig ins Auge sehen, denn es wäre kein leichtsinniger oder freiger Selbstmord; ich stirbe im Dienste der Wissenschaft, wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre. Gesundheit und Leben sind allerdings sehr hohe irdische Güter, aber doch nicht die höchsten für den Menschen. Der Mensch, der höher sein will als das Thier, muß bereit sein, auch Leben und Gesundheit für höhere, ideale Güter zu opfern.“

Man würde nun einseitig vorgehen, wollte man die Verdienste Pettenkofer's nur nach Dem bemessen, was er für die wissenschaftliche Hygiene gethan hat. Ein volles Bild seiner Leistungen und seiner Persönlichkeit erhält man nur, wenn man neben dem rein wissenschaftlichen Werth seiner Arbeiten auch die ungemeine Bedeutung berücksichtigt, die sie für das Wohlergehen der gesammten Menschheit gewonnen haben.

Pettenkofer war von Natur altruistisch angelegt. Jener kleinliche Egoismus, der oft auch großen Gelehrten anhängt, war ihm fremd. Und durch seine hygienischen Forschungen wurde diese Seite seines Charakters in natürlicher Weise weiter entwickelt. Es drängte sich ihm, der seiner Anlage nach ein Gefühlsmensch im besten Sinn des Wortes war, gerade in Folge seiner Beschäftigung mit hygienischen Fragen das Gefühl der Solidarität aller Menschen unter einander mächtig auf. Er war sich voll bewußt, daß Gesundheit und Wohlergehen des Einzelnen in hohem Maße vom Wohlergehen der Gesammtheit abhängen und wiederum auf dieses zurückwirken. In seinen hygienischen Anschauungen lag ein gut Theil Soziologie. Und gerade dieser Punkt ist, wie mir scheint, noch von Niemandem, der über Pettenkofer geschrieben hat, seiner Bedeutung entsprechend hervorgehoben und betont worden. „Der Werth der Gesundheit für jeden Einzelnen“, sagt Pettenkofer in einer seiner populären Vorlesungen, „ist etwas Selbstverständliches; aber ich möchte Sie heute namentlich darauf aufmerksam machen, daß der Einzelne nicht bloß Vortheile von der eigenen Gesundheit, sondern eben so, und oft noch viel mehr, Vortheile von der Gesundheit auch der Anderen, seiner Mitmenschen, genießt. Was ich andeuten will, spricht sich schon in der einfachen christlichen Moral aus: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst, — aber es dürfte doch nicht überflüssig sein, zu zeigen, daß diese religiöse Theorie auf einer sehr festen natürlichen Grundlage ruht und daß eine Gemeinde, eine Stadt nicht bloß Humanitätstrübsichten folgt, wenn sie Opfer für Heilung von Krankheiten und für Stärkung ihrer Einwohner bringt, sondern, daß sie dadurch zugleich ein Kapital schafft und anlegt, das hohe Zinsen trägt.“

In diesen Worten liegt ein ganzes Programm kommunaler Sozialpolitik auf dem Boden der öffentlichen Gesundheitspflege; und wir müssen es Pettenkofer hoch anrechnen, daß er angelegentlich hierauf aufmerksam gemacht hat. Manche Vertreter unserer städtischen Behörden könnten noch jetzt in dieser Beziehung von ihm lernen; und es ist in der That, wie Pettenkofer sagt, „ein Wahrzeichen aller Kulturnationen, daß sie mit klarem Bewußtsein Einrichtungen zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit Aller treffen, daß sie sich nicht, wie ein Thier, nur um sich selbst und etwa eine kurze Zeit auch noch um die eigenen Jungen kümmern.“ Und wenn er die Thätigkeit eines

Volkes in gesundheitlicher Richtung geradezu als einen Maßstab für die Größe seiner Fähigkeiten betrachtet, in der Kulturgeschichte eine Rolle zu spielen, so geht er auch hierin nicht zu weit.

Dem eben Gesagten entspricht es auch, wenn Pettenkofer die Hygiene nicht nur als Wissenschaft von der Aetiologie und Prophylaxis der Krankheiten aufgefaßt haben will, sondern als „Wissenschaftslehre von der Gesundheit“. Sie soll die Werthigkeit aller Einflüsse der natürlichen und künstlichen Umgebung des Organismus untersuchen und feststellen, um durch diese Erkenntniß dessen Wohl zu fördern. Und wie in der Nationalökonomie nicht bloß die Furcht vor der Einbuße, sondern noch viel mehr das Streben nach höherem Gewinn die treibende Kraft ist, so muß es auch in der Hygiene als Gesundheitslehre werden. Denn Gesundheit ist wirklich ein Gut und ein Vermögen, das wohl in der Regel ererbt wird, das aber auch einmal erworben werden mußte vom Besitzer und das sowohl vermehrt als vermindert werden kann. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ist es nun richtig, daß dieses Gut mit dem möglichst geringen Aufwand von Mitteln und persönlichen Opfern erreicht und erhalten werde. Und Das ist nach der Ansicht Pettenkofers wiederum nur dann möglich, wenn dem Prinzip der Solidarität in ausgiebiger Weise Geltung verschafft wird. „Wie der höchste Grad der Wirtschaftlichkeit“, sagt er, „nicht erreicht werden kann, wenn die Menschen nur für sich vereinzelt Güter erzeugen und verwenden, sondern nur, wenn Alle in einem großen zusammenhängenden gesellschaftlichen Wirtschaftssystem für einander und mit einander wirtschaften, so findet das Gleiche auch bei der auf Gesundheit gerichteten Wirtschaft statt.“

Durch einfache Berechnungen zeigt er an dem Beispiel Münchens, wie bedeutend die materielle Einbuße einer Stadt sei, die durch eine große Sterblichkeit und Krankheitshäufigkeit der Bevölkerung verursacht werde, und wie groß der Gewinn sei, wenn die Menschen nicht krank werden, sondern gesund bleiben. Er forschte auch den Gründen nach, auf die die geringere Sterblichkeit der englischen Städte, im Vergleich mit den deutschen, zurückzuführen ist. Dabei zeigte sich, daß dieser Unterschied weder von der Rassenverschiedenheit noch von der Beschäftigungsweise noch von der Qualität der Aerzte und der Heilanstalten abhängen kann. Auch die guten Anlagen für Entfernung der Ausswurfstoffe, für reichliche Wasserversorgung und Vergleichen, worin England auch jetzt noch den Städten auf dem Kontinent vielfach überlegen ist, erklären die Differenz in der Sterblichkeit nur zum Theil. Als wesentlichen Faktor in dieser Beziehung nennt Pettenkofer die Art der Ernährung. Er hält sich darüber auf, daß man genau wisse, wie man die Hausthiere füttern müsse, um einen gewissen Körperstand bei ihnen zu erreichen (Erhaltungsfutter, Mast-, Milch- oder Arbeitsfutter), während „auf die

Menschen verhältnißmäßig noch so wenige Strahlen von der neuaufgehenden Sonne der Ernährungswissenschaft gefallen sind“, und er spricht die (zum Theil jetzt schon in Erfüllung gegangene) Hoffnung aus, daß auch auf die Ernährung des Menschen sich immer mehr der Einfluß der Wissenschaft geltend machen werde. Speziell wies er darauf hin, daß Das, was man früher in Volksküchen und Suppenanstalten verabreichte, allerdings in der Regel sehr billig, meist ganz und gar ein Almosen war, daß es aber im Vergleich mit den Bedürfnissen des Organismus oft nicht mehr war, „als wenn man einem Bettler einen Kreuzer schenkt und meint, jetzt hätte er ja Geld, um davon leben zu können.“

Auch die Sterblichkeit der Neugeborenen, die Wohnungsverhältnisse — namentlich die Ueberfüllung der Wohnungen mit Menschen —, die Sitten und Gebräuche, die gesetzlichen und sozialen Verhältnisse haben nach Pettenkofer einen bedeutenden Einfluß auf die Gesundheit und Sterblichkeit einer Bevölkerung und sind zu berücksichtigen, wenn es sich darum handelt, die Sterblichkeitsziffer eines bewohnten Ortes herabzusetzen.

Diese Ausführungen zeigen, daß Pettenkofer nicht nur der Vater der wissenschaftlichen Hygiene war, sondern daß er auch als Vorkämpfer der öffentlichen Gesundheitspflege große Verdienste besitzt. Verechte Zeugen der Resultate dieser Seite der Thätigkeit Pettenkofers sind die zahlreichen Städte, deren Sterblichkeit durch von ihm angeregte oder geförderte Assanirungsarbeiten herabgesetzt wurde, sind die zahllosen Menschen, die in Folge der durch Pettenkofer direkt oder indirekt veranlaßten Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse ihrer Wohnorte Leben und Gesundheit behalten haben. Und es muß hier betont werden, daß gerade nach dieser Richtung hin, auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege, Pettenkofer, befeelt von der Liebe zu seinen Nebenmenschen, mit besonderer Freude und Hingebung arbeitete. Groß sind seine Verdienste namentlich um seine Heimathstadt München, die die auffallende Verbesserung ihres Gesundheitszustandes überhaupt und das allmähliche Verschwinden des Abdominaltyphus, unter dem sie früher so stark zu leiden hatte, im Besonderen zu einem großen Theil den Bemühungen und Rathschlägen Pettenkofers verdankt. Und München hat es verstanden, seinen großen Gelehrten und Freund in würdiger Weise zu ehren. „Dem Hohenprieester der Hygiene, dem Bescherer verderbenbringender Krankheiten vom heimathlichen Boden, dem um das Wohl der Vaterstadt höchst verdienten Ehrenbürger Max von Pettenkofer widmen diese goldene Denkmünze als Zeichen unbegrenzter Verehrung, Dankbarkeit und Liebe münchener Bürger.“ Dies war der Wortlaut der Adresse, die Pettenkofer an seinem einundachtzigsten Geburtstag zugleich mit der vom münchener Bürgerkomitee gestifteten, vom Bildhauer Hahn prächtig modellirten goldenen Medaille überreicht wurde.

Und diese Adresse hatte die richtigen Worte für die Gefühle weiter Kreise gefunden. Einen „Hohenpriester der Hygiene“ hat sie den greisen Gelehrten genannt: und wer würde nicht freudig und mit vollem Bewußtsein in diesen Ruf einstimmen! Von „unbegrenzter Verehrung, Dankbarkeit und Liebe“ spricht sie: und sind so nicht die Gefühle, die wir Alle, ohne Unterschied des Berufes und der sozialen Stellung, dem Andenken Pettenkofers entgegenbringen?

Wenn Pettenkofers der Hygiene als selbständiger wissenschaftlicher Disziplin ein unzerstörbares Fundament gebaut hat, so haben wir es wiederum hauptsächlich ihm zu verdanken, daß gegen den Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts der hygienische Unterricht als vollberechtigt in den Lehrplan der deutschen und österreichischen Universitäten aufgenommen wurde. Kühn griff er vor mehr als fünfundsanzig Jahren die schon damals eigentlich veraltete, aber auf den Universitäten und auch außerhalb noch allgemein verbreitete Meinung an, es liege kein Grund vor, mit der bisherigen Tradition zu brechen, nach der die Hygiene als ein Anhängsel der Staatsarzneykunde betrachtet wurde, um so weniger, als es an hinreichendem Material für eine besondere Vorlesung über Hygiene fehle. Er zeigte, daß die Hygiene mit der gerichtlichen Medizin absolut nichts zu thun habe, daß sie aber allerdings die materielle Grundlage für sanitätspolizeiliche Maßregeln schaffen müsse, wenn man ihnen überhaupt eine wissenschaftliche Basis geben wolle. Auch wies er schon damals auf den Inhalt seiner eigenen Vorlesungen hin und behauptete mit Recht, daß von einem Mangel an Material für besondere Kurse nicht gesprochen werden könne; im Gegentheil seien manche Kapitel aus dem Gebiete der Hygiene so umfangreich, „daß man darüber allein ein Semester lang lesen müßte, wenn man sie ganz erschöpfend behandeln wollte“.

Damit aber die Hygiene ihre Aufgabe als untersuchende, forschende und experimentirende Wissenschaft erfüllen könne, waren nach der Ansicht Pettenkofers nicht nur besondere Lehrstühle, sondern auch Attribute zur Durchführung experimenteller Arbeiten nothwendig. Diese Forderung, mit deren Befreiung man sich heutzutage einfach lächerlich machen würde, erschien damals vielen maßgebenden Persönlichkeiten übertrieben; und es ist ein großes Verdienst Pettenkofers, daß er den veralteten Anschauungen so kräftig entgegentrat. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ohne gut eingerichtete Laboratorien und Institute die wissenschaftliche Hygiene sich nicht entwickeln könne, richtete er, als er im Jahre 1872 den ehrenvollen Ruf nach Wien erhielt, an die bayerische Regierung als einzige Bedingung seines Verbleibens in München das Verlangen, es solle ihm ein selbständiges, der experimentellen hygienischen Forderung angepaßtes Institut gegeben werden. Sein Beispiel wirkte ansteckend; die in den letzten zwei Decennien rasch aufstrebende Bakteriologie, die bekanntlich an vielen Orten eine Personalunion mit der

Hygiene einging, half mit, — und so war es denn Pettenkofer noch beschieden, zu sehen, wie an der großen Mehrzahl der Universitäten den hygienischen Studien genügend Raum und Mittel zu fruchtbringender Thätigkeit zur Verfügung gestellt wurden.

Auch die Entwidlung der praktischen Medizin wurde durch Pettenkofer's umgestaltende Leistungen gefördert. „Die strengere wissenschaftliche Behandlung von Fragen, die mit der Gesundheit und deren ursächlichen Bedingungen verknüpft sind“ — so las man in der Münchener Medizinischen Wochenschrift zur Feier des fünfzigjährigen Doktorjubiläums Pettenkofer's am dreißigsten Juni 1893 —, „mußte auch auf den medizinischen Ideenkreis eine immer stärkere Wirkung ausüben, die schließlich so weit ging, daß die Mediziner anfangen, sich selbst als Hygieniker zu fühlen und diese Seite ihres Denkens und Handelns immer entschiedener hervorzutreten. Auch für die Medizin ist Pettenkofer Begründer einer neuen, zukunftreichen Entwicklungsepoche geworden, in welcher der Arzt nicht nur als tröstender Helfer bei ausgebrochener Krankheit erscheint, sondern immer mehr als der entscheidende Berather für eine gesundheitsgemäße Lebensführung überhaupt.“

Wie empfänglich Pettenkofer für alles Gute war und wie richtig ihn sein gesunder Instinkt auch in Dingen leitete, denen er ursprünglich fern gestanden hatte, zeigt der Umstand, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren dem Kampf gegen die Trinkstitten unter der studirenden Jugend vom Standpunkte des Hygienikers aus Vorschub leistete. Am sechzehnten Februar 1895, als die Hochschulen Münchens in die Antialkoholbewegung eintraten, leitete er eine zu diesem Zweck einberufene Studentensammlung in der Aula der Universität und sagte: „Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke geht nicht auf eine Verdrängung des studentischen Lebens aus, sondern auf einen Kampf gegen die Verwilderung . . . Gesunder, froher und fruchtbarer wird die akademische Jugend, die der übrigen Bevölkerung voranzuleuchten, nicht aber Verführerin sein soll, erst dann, wenn die Bewegung gegen das regelmäßige und oft übermäßige Trinken auch in ihren Kreisen eine tiefere sein wird und sie mitarbeitet, den Boden für das deutsche Volksleben durch selteneres und mäßigeres Besuchen gesunder und ertragsfähiger wieder werden zu lassen.“ Noch im September 1899 ist Pettenkofer auf einer durch die abstinenten Mitglieder der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München einberufenen öffentlichen Versammlung mit heißen und überzeugenden Worten für die Idee der Abstinenz eingetreten.

Als Forscher und als Mensch war Pettenkofer durchaus originell. Alles Schablonenmäßige, Kleinliche, Philisterhafte war ihm fremd. Bei aller Achtung vor der Detailarbeit fühlte er persönlich doch keine große Neigung zu ihr; er überließ sie Anderen. Sein Blick war ins Weite gerichtet. Ihn

reizte das Studium der „großen Thatfachen“, deren Erforschung dazu führt, das Gesetzmäßige in den Erscheinungen zu erkennen. Er war ein Pionier, der, mit bewundernswerther Beobachtungsgabe ausgerüstet und von einem hochentwickelten Instincte geleitet, muthig und sicher neue Wege einschlug und sich auch da zu orientiren wußte, wo Andere leicht den Pfad verlieren. Er besaß in hohem Grade die Gabe der Intuition. Er ahnte gleichsam, wo man angreifen mußte, um etwas Neues, weiter Verwendbares zu finden, um in die Mauer des bisher Unbekannten eine Breche zu schießen, durch die dann seine Nachfolger eindringen konnten. Scheinbar unbedeutende Erscheinungen, an denen vor ihm Viele, ohne sie zu beachten, vorübergegangen waren, gaben ihm Anregung zu wissenschaftlicher Forschung. So kam es denn, daß es beinahe kein Gebiet der experimentellen oder öffentlichen Hygiene giebt, auf dem nicht der erste bedeutsame Schritt mit dem Namen Pettenkofers verknüpft wäre, auf dem nicht sein Fuß die erste Bahn gebrochen, in dem nicht sein Auge den richtigen Pfad für die künftige Forschung gefunden hätte. Und dabei arbeitete er immer mit ungemein einfachen Mitteln. Es ist geradezu erstaunlich, mit wie primitiven Vorkehrungen er seine grundlegenden Untersuchungen auf dem Gebiete der experimentellen Hygiene auszuführen verstand.

Pettenkofer hatte auch die Gabe, die Resultate seiner Forschungen in elementar-verständlicher Weise einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Ein bereedtes Zeugniß davon legen ab seine geradezu klassischen populären Vorträge über die Beziehungen der Luft zur Kleidung, Wohnung und Boden, über den Werth der Gesundheit für eine Stadt und so weiter, die zum ersten Male es unternahmen, richtige Vorstellungen über diese wichtigen Dinge in weitere Kreise hineinzutragen. Pettenkofers Vortrag, in Wort und Schrift, war klar und ungemein anschaulich. Er hatte mehr die Form eines Gespräches als einer oratorischen Leistung. Seine meist von ihm selbst konstruirten Demonstrationenobjekte waren bei aller Einfachheit sinnreich ertacht und belehrend. Viele von ihnen sind als stereotype Erscheinungen in die Vorlesungen anderer Hygieniker übergegangen. Seinen Schülern war Pettenkofer ein väterlicher Freund, der, wie sich Emmerich bei Gelegenheit der Pettenkofer-Feier im Jahre 1893 schön ausdrückte, mit freigebiger Hand aus dem unerschöpflichen Schatz seines Wissens, aus dem tiefen Vorn seiner reichen Erfahrung nach allen Seiten spendete, der selbstlos und liebevoll seine Schüler auf die Wege leitete, die zu wichtigen Erkenntnissen, zu neuen Wahrheiten führen mußten. Keiner, der ihm näher zu treten das Glück hatte, konnte sich dem Einflusse seiner gewaltigen Persönlichkeit entziehen. Wenn er Einen mit seinen klugen und doch treuherzigen Augen so freundlich anschaute, fühlte man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen. Er eroberte sich in der That die Herzen im Sturm durch seine gewinnende natürliche

Liebenswürdigkeit, durch ehrliche Offenheit, durch hilfsbereites Wohlwollen und, wenn es galt, durch wahrhaftes inniges Mitgefühl.

Ich habe noch nie einen Mann gesehen, den, wie Pettenkofer, bei so hohem innerem Werthe eine so ausgesprochene natürliche Bescheidenheit geschmückt hätte, der, trotz allen Ehren und Auszeichnungen, deren er im Laufe seines langen und ruhmreichen Lebens theilhaftig wurde, so anspruchlos geblieben wäre wie er. Ich habe nie einen berühmten Mann gesehen, der Allem, was Ostentation heißt, so fern geblieben wäre wie er. Es versteht sich von selbst, daß dadurch der Reiz, das Gewinnende seiner Persönlichkeit noch erhöht wurde.

Pettenkofer gehörte zu den geistig Bevorzugten. In seinem Wesen lag unstreitig etwas Geniales; der Kuß der himmlischen Göttin hatte seine Stirn gestreift. Dessen mußte sich Jeder bei näherem Umgange mit ihm bewußt werden. Doch wirkte dieses Bewußtsein von der geistigen Ueberlegenheit Pettenkofers nicht im Geringsten deprimirend auf seine Umgebung. Es diente nur dazu, den Zauber seiner Persönlichkeit zu vermehren und das Gefühl der Verehrung und Anhänglichkeit, das seine Schüler ihrem genialen Lehrer gegenüber beherrschte, zu steigern.

Am dritten Dezember 1888 feierte Pettenkofer seinen siebenzigsten Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit erhielt er durch eine Deputation der münchener Stadt-Kollegien 10 000 Mark, die als Stiftung für wissenschaftliche und humanitäre Zwecke im Geiste des Jubilars dienen sollten. Bei dem selben Anlaß setzte die Stadt Leipzig 5000 Mark zu Preisen für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Hygiene aus.

Im Jahre 1890 wurde Pettenkofer zum Präsidenten der bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt; im Jahre 1896 wurde er auf weitere drei Jahre in dieser Eigenschaft bestätigt und ihm das Prädikat Excellenz verliehen. Eine Anzahl münchener Bürger und Industrieller haben damals Pettenkofer ein von ihnen gesammeltes Kapital im Betrage von 59 500 Mark zu einer „Münchener Bürgerstiftung“ bei der Akademie der Wissenschaften zu Ehren Pettenkofers dargebracht. Am vierzehnten Dezember 1896 feierte der Meister sein dreißigjähriges Jubiläum als Mitglied der Akademie.

Im Sommer 1894 hat Pettenkofer seine Lehrthätigkeit aufgegeben. Er that es zu einer Zeit, als er an Geist und Körper noch vollkommen rüstig war, sich aber immerhin nach mehr Ruhe sehnte, als sie heutzutage einem im aktiven Dienst stehenden Professor der Hygiene und Leiter eines hygienischen Institutes beschieden ist. Er zog sich auf seinen Landsitz in Seeshaupt am oberen Ende des Starnberger Sees zurück und dort war es ihm während einer Reihe von Jahren noch vergönnt, in stiller Zurückgezogenheit und umgeben von der liebevollen Fürsorge seiner Angehörigen sich eines friedlichen Lebensabends zu erfreuen.

Jetzt haben wir ihn verloren und wir betrauern einen schweren, unersetzlichen Verlust. Aber dieses Gefühl der Trauer wird gemildert durch das Bewußtsein, daß Pettenkofer in seinen Werken unsterblich ist, daß er sich in den Herzen seiner Zeitgenossen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat und daß das Gefühl der Dankbarkeit diesem Wohltäter der Menschheit gegenüber auch in den zukünftigen Generationen noch fortleben wird.

Zürich.

Professor Dr. H. F. Eismann.



Ueberbürdung.

Die älteren Schulmänner und die ältere Generation im Volk verstehen die Klage über Ueberbürdung der Schüler gewöhnlich nicht. Einst hatten die Schüler, namentlich der höheren Schulen, weit mehr zu leisten und haben nicht geklagt. Von Zeit zu Zeit werden die Klagen heute erhört und irgend Etwas vom Schulballast fliegt über Bord, abgesehen von Dem, was, als veraltet, von selbst abfällt. In den letzten Jahren ist nach dieser Richtung wohl manches Erfreuliche geschehen, aber das Uebel ist deshalb nicht beseitigt. Es kann auch auf diese Weise gar nicht beseitigt werden. Denn schließlich: ein bestimmtes Wissensquantum muß doch erworben werden. Der Nürnberger Trichter ist noch immer nicht erfunden. Das Uebel wächst sogar, trotz allem Mühen, und die Umgestaltung des Schulplans ist nur von unwesentlicher Bedeutung bei dieser Reform. Die Kinder sind also immer noch überbürdet, ja, sie sind sogar noch mehr überbürdet als vor zehn oder fünfzig Jahren, trotzdem sie viel weniger aus der Schule mitnehmen. Die Ursachen der Ueberbürdung müssen also anderswo zu suchen sein. Es liegt nicht — oder doch nur sekundär — am Stoff und der Quantität des Stoffes, sondern an den Methoden des Unterrichtes und den Einrichtungen der Schule.

Zunächst sind nicht die Schüler, sondern die Lehrer überbürdet. Der Schulzwang, der zunehmende Bildungsdrang, die Ansammlung in den großen Städten, die allgemeine Bevölkerungszunahme, zu der die Vermehrung der Schulen nicht im richtigen Verhältnis steht, hat zur Folge, daß die einzelnen Schulklassen in der Frequenz steigen. Es giebt Volksschulklassen mit achtzig, hundert und mehr Schülern, die oberen Klassen der höheren Schulen, die früher nur spärlich besucht waren, bringen es heute auf dreißig, fünfzig und mehr. Die moderne Schule ist überlastet mit Schülern. Diese lasten auf den Lehrern, deren Uebermüdung auf die Kinder zurückwirkt. Der einzelne Schüler versinkt in der Masse, ist sich selbst mehr überlassen und auf sich allein mehr angewiesen als früher. Er hat es also schwerer. Was nützt es, daß man dem Bergsteiger den Weg verkürzt, wenn man ihm zugleich auch den Stab nimmt, auf den er sich stützen

kann? Ein Lehrer, der frisch ist und seine ganze Klasse überfieht und in beständigem geistigen Konnex mit jedem einzelnen Kinde steht (was nur bei zehn bis zwanzig Schülern, die er gleichzeitig zu unterrichten hat, möglich ist), ist die beste Erleichterung für den Lernenden. Er hebt und reiht fort und ebnet den jungen Geistern die Bahn. Er streut gleichsam mit vollen Händen, von ihm nimmt der Schüler im Spiel, oft, ohne es zu wissen, tausend Dinge heim, die er sonst mühsam zu lernen und zusammen zu suchen hat. Ein überbürdeter und ermüdeteter Lehrer aber macht die Lust schwer. Es ist, als ob sich ein dicker Vorhang zwischen Lehrenden und Lernenden schiebe: taube Worte hallen an tauben Ohren vorbei. Und was immer der Schüler zu lernen hat: er muß es verschweigen. Die Aufgaben werden kleiner, aber die Mühsälligkeit des Arbeitens wächst. Die Entbürdung der Kinder nützt nicht, wenn man nicht zugleich auch die Lehrer und die Schulen entlastet. Jene werden so lange überbürdet sein, bis die Zahl der Schulen verdrei- oder vervierfacht ist.

Eine andere Folge dieser Zustände, die allerdings kongruent ist der allgemeinen Entwicklung der modernen Völker, ist die Gleichmacherei in der Schule. Es giebt nichts, was mehr die Geister niederdrückt und ermüdet. Je mehr Kinder in die Schulen und speziell die höheren Schulen strömen, um so strenger muß an einer gewissen Norm von Durchschnittsbegabung festgehalten werden. Würde das Durchschnittsmaß nach oben hin verschoben, dann würden die Kinder abfallen, weil sie nicht Schritt halten und in eine tiefere Klasse oder Schule gehören. Sie würden ermüden, weil man ihre Kräfte überspannt. So aber, da das Durchschnittsmaß in Folge des Andranges heruntergesetzt werden muß, sind es gerade die Begabteren, die zuerst abfallen. Es ist nicht die Ueberanstrengung, die sie ermüdet, sondern der Mangel an Futter. Sie klappen zusammen, weil sie nichts zu beißen und zu verdauen bekommen, weil zwar ihr Fleisch, aber nicht ihr Verstand zu thun hat. Die Ueberbürdung folgt hier eben aus dem Mangel an Aufgaben. Gerade in den wichtigsten Jahren, wenn Phantasie und Intelligenz sich regen wollen, verdammt man sie zur Unthätigkeit. Das ist, als wollte man jungen Vögeln, wenn die Federn keimen, mit Rücksicht auf die Kriechthiere, die ja auch nicht fliegen können, das Fliegen verwehren, und sich dann wundern, daß sie nicht vorwärts kommen, da doch die Lurche schon kriechen und die Frösche schon hupsen.

Wenn von Ueberbürdung geredet wird, meint man oft noch etwas Anderes. Die Materie, die Methode ist gelieben aus der Zeit, wo man das Durchschnittsmaß höher nahm; dieses Maß aber hat man verfürzt, — und nun werden den modernen Schülern ganz unsinnige Aufgaben gestellt. Man giebt zum Beispiel noch immer die selben Aufsatzthemata und Exercitien wie zu der Zeit, wo die Schüler auf einer ganz andern Stufe der Entwicklung angelangt waren und sehr viel mehr Wissen in sich aufgenommen hatten. Was die Anschauung für den Unterricht werth ist, hat man in unserem Jahrhundert wädhlich eingelesen. Man vergißt nur, daß, wer das Wissen vermindert, damit auch das Anschauungsmaterial verkleinert. Den Löwen und das Schaf macht man den Kindern durch Abbildungen anschaulich; die in der Literatur der Alten zu findenden Bilder römischer und griechischer Bestien nimmt man ihnen aber zum großen Theil wieder weg und fordert dennoch, daß sie diese Bestien beschreiben sollen. Man verlangt nicht zu viel, sondern einfach Unmögliches.

Dazu kommt noch, worüber die ganze intelligente Jugend stöhnt, der geistlose Pedantismus auf der Schule, der mehr ermüdet, Geist und Körper mehr überbürdet, als Stoff und Masse des zu Lernenden je vermöchte. Der Geist der Wissenschaft beflügelt und befreit, während der Buchstabe schwer auf den Köpfen lastet. Da nun aber ein gewisser Formalismus in den Wissenschaften überwunden werden muß, so hat die Verringerung der Materie in den Schulen gerade zur Folge, daß der Formalismus nun noch öder, geistloser, unfruchtbarer und also schwieriger, ermüdender wird. Früher gab man die Frucht: dann fand man, die Jugend könne sie nicht mehr verdauen, und glaubt nun, im Sinn geistiger Nüchternheit zu handeln, wenn man die Frucht enthüllt und nur die Hülse zu verschlucken zwingt. Das moderne Gymnasium ist um seinen Idealismus, das Ziel seiner Bestrebungen, gekommen. Aus einer hohen Schule des Geistes wurde eine Vorschule der Philologen. Wie weit zuweilen der Stumpfsinn moderner Schulmeister geht, dafür habe ich gar drastische Beispiele. So hieß es in einem Gymnasium, die Sekundaner seien überbürdet. Folglich fing man an, an den Aufgaben herumzunapfen. Früher mußten fünfundzwanzig bis dreißig Verse der Odyssee auswendig gelernt werden; nun sollten fünfzehn genug sein; und daran hielt sich der Lehrer des Griechischen so peinlich, daß genau jedesmal fünfzehn Verse gelernt werden mußten, nicht ein Daktylus mehr oder weniger, einerlei, ob der fünfzehnte Vers mit einem Punkt oder mitten im Satz endete, so daß der neue Stumpfsinn schlimmer wirkte als die Mühe, zehn bis fünfzehn Verse mehr zu lernen, und die scheinbare Entlastung tatsächlich eine neue Belastung für das Gedächtnis wurde; denn der Sinn und der Schwung der Verse, der das Gedächtnis beflügelt, wurde den Versen entzogen und nun die Aufgabe tatsächlich schwerer, materieller, trostloser. Mit der Zweck- und Ziellosigkeit steigert sich ja der Fluch der Arbeit für das menschliche Geschlecht.

Um Arbeit zu bestimmen und zu vergleichen, hat man Viererlei zu beachten: die Quantität, die Freiheit, den Zweck und die Schwierigkeit. Die Schüler wären nicht überbürdet, wenn ihnen die Schule nicht eine Frohn, wenn ihnen Ziel und Zweck ihrer Aufgaben immer gegenwärtig wäre und wenn die Schule auf die individuellen Schwierigkeiten, die sich jedem einzelnen Schüler oder doch gewissen Klassen und Arten von Kindern entgegentürmen, Rücksicht nehmen könnte.

Die Schule hat ein Durchschnitismaß jugendlicher Entwicklung angenommen und hat nach diesem Maß auf die verschiedenen Klassen und Alter Materien, Disziplinen und Aufgaben verteilt; damit aber hat sie fürchterlichen Zwang und Willkür geschaffen. Nach dem Auffassungsvermögen der Kinder, wie man sie als normal nimmt, werden Fähigkeiten und Fortschritte bestimmt. Nun aber beginnt meist schon sehr früh die Verschiedenheit der Begabung und Richtung eines Menschen. Die Ueberbürdung der meisten Kinder besteht darin, daß sie in einem ganz bestimmten Fach plötzlich nicht mehr mitkommen, besonders oft in der Mathematik, der Schmerzenswissenschaft der meisten Menschen. Man kann aber nicht Jemandem deshalb allein das Recht, höhere Bildung zu erlangen, absprechen, weil er in einem einzelnen Fach schwer oder gar nicht vorwärts kommt. Was geschieht nun? Entweder bleibt der Schüler dieser einen Wissenschaft wegen stehen, kommt in seiner Entwicklung zurück, weil er auf einer Stufe festgehalten

wird, die er innerlich schon hinter sich hat, wird schwer und müde gemacht und eben deshalb überbürdet. Oder er wird mit einer bedenklichen Lücke versehen, die er sehr schwer oder gar nicht mehr ausfüllen kann. Er soll nun gleichsam ohne Sattel weiter reiten. Das ist eine unbequeme, ermüdende Situation.

Wegen diesen Uebelstand scheint aber nichts zu machen zu sein. Denn der Aberglaube an die Klasseneinteilung der Schulen sitzt unausrottbar in den Gehirnen fest. Als ob es ein Naturgesetz wäre, daß der selbe Schüler sechs, zwölf, vierundzwanzig Monate in der selben dumpfen Stube sitzen müßte, obwohl er eigentlich nach seinen Leistungen und Fähigkeiten in die verschiedensten Klassen gehört, vielleicht in jedem einzelnen Fach in eine andere. Diese lächerliche Einseitigkeit der Klassifizierung lastet schwer auf Geist und Gemüth der Schüler. Wie sie die Klasse belasten, lastet die Klasse nun auf ihnen. Warum muß der künftige Sprachforscher, der trotz seinen vierzehn Jahren schon fähig ist, den lateinischen Unterricht mit den Primanern zu empfangen, wegen der Mathematik bei den Obertertianern festgehalten werden? Weshalb soll ein für literarische Dinge begabter Kopf in Tertia schwitzen, während er vielleicht schon die Sekundaner überflügelt? Diese Art unserer Klassifizierung hat doch nur einen Sinn beim Elementarunterricht oder bei der Annahme eines absoluten Zweckes der einzelnen Unterrichtsgegenstände, an den aber selbst die orthodoxesten Schulmänner nicht mehr glauben und über den mindestens keine Einigkeit unter ihnen herrscht, da Altphilologen, Germanisten, Mathematiker doch ganz verschieden über den Werth der einzelnen Fächer urtheilen.

Daß sich gewisse Schwierigkeiten aus dieser neuen Einteilung*) ergeben würden, vor Allem die Gefahr einer frühzeitigen Einseitigkeit der Schüler, verkenne ich durchaus nicht. Aber sie sind nicht größer als die Schwierigkeiten aller anderen Einteilungen und gewiß nicht unüberwindlich. Diese von mir vorgeschlagene Einteilung aber, vernünftig vorbereitet und durchgeführt, ist jedenfalls rationeller und mit zahllosen Vortheilen verbunden. Sie wäre zum Theil wenigstens eine Befreiung der jungen Geister und auch einigermaßen eine Berücksichtigung der individuellen Beanlagung. Die Berechtigungsfrage, an sich schon ein großes Unglück der modernen Schulen, würde dadurch aber nicht einmal wesentlich berührt. Zunächst bliebe dem Schüler die Möglichkeit, in dem einen Fach, in dem er noch ein paar Klassen zurück ist, im Einzelnen nachzukommen, was ihm gerade durch seine Reife in den anderen Fächern und besonders auch durch die stärkere Konzentration seines Geistes auf den einen Gegenstand wesentlich leichter würde. Dann aber ist wirklich nicht einzusehen, weshalb die Berechtigung für die verschiedensten Wissenschaften und Lebenswege gleichmäßig von allen Schulfächern abhängig sein soll. Die mathematischen Kenntnisse eines Sekundaners reichen für die allgemeine Bildung schon ziemlich aus; zumal Alles, was darüber hinaus geht, ja ohnehin schnell vergessen wird. Sobald nämlich der Geist auf unüberwindliche oder auch nur sehr große Schwierigkeiten stößt, ist Alles, was er noch annimmt, Ballast, unorganischer Stoff, den schnelligt

*) Die übrigens schon im vorigen Jahrhundert, das bessere Pädagogien hatte, bestanden hat, zum Beispiel im Pädagogium zu Halle, wo noch Fächern verjezt wurde.

wieder auszustossen, das Gesetz seiner Erhaltung und Gesundheit heisst. Das ist das Geheimniß des Vergessens. Was ein Schüler in sich verdaut hat, vergißt er nie mehr; unter Umständen behält er selbst Notabeln, Regeln, Formeln, Schulverse, ohne sie je wieder rekapitulirt zu haben, bei durchaus unwissenschaftlichem Beruf und banaler Lebensführung, bis in sein höchstes Alter; was Einer nur lernt, Das hat er nie gewußt. Nicht am Stoff und zunächst auch nicht an der Methode liegt es, daß die Schule so viel Ballast den Kindern aufbürdet, sondern an der Gleichmacherei, die Allen das Selbe aufpackt, als ob man Hund und Esel, weil Beide nützliche Thiere sind, die selbe Last auf die selbe Weise aufbürden könnte und den Ziehhand aus der Liste der Hausthiere streichen dürfte, weil sein Rücken keine Last trägt, oder den Esel, weil er sich nicht auf Jagdwild hegen läßt.

Die Schulen von heute entsprechen weder in ihrem Aufbau noch in ihrer Eintheilung der natürlichen Entwicklung des Geistes und der Gesellschaft. Die Vermischung von demokratischen und aristokratischen Einrichtungen und Anschauungen, die sich auch hier zeigt, hat, wie das ganze moderne Leben (ich erinnere an den Sport), auch die Schule verpöbel. Es giebt weder eine Einheitschule noch ist es bestimmten Klassen, die durch ihre soziale Stellung oder ihre geistige Beschaffenheit das Recht dazu haben, vergönnt, ihren Kindern eine besondere, vornehmere, höhere Erziehung zu geben. Die Schule baut sich nicht organisch auf, sondern es giebt verschiedene Arten von Schulen mit besonderen Rechten. Das Berechtigungswesen aber ist der Fluch der Schule und des Geistes geworden. Denn es hat den Ansturm auf die höheren Unterrichtsanstalten verschuldet. Man schickt die Kinder auf die Gymnasien, nicht, weil ein höheres Bildungstreben der Familie eigenthümlich ist, sondern, weil man es sich leisten kann, Schulgeld, Bücher und Pensionen zu bezahlen, und dann auch, weil man praktisch ist und, da man ja nicht von vorn herein wissen kann, ob nicht in dem kleinen Pennäler ein künftiger Arzt, Advokat oder Baumeister steckt, die Vorzüge der Rechte zu schätzen weiß, die er aus dem erfolgreichen Besuche höherer Schulen ableiten kann. So wurde der Pöbel, der gewöhnlich einen sicheren Instinkt für die Lebensvorteile hat, plötzlich bildungstoll. Die Interessensphäre der höheren Schulen wurde vollständig verrückt. Daher plötzlich das Geschrei von den zwecklosen Wissenschaften und unfruchtbaren Studien. Als ob die Unfruchtbarkeit immer am Samen und nicht auch am Aker liegen kann! Wenn die Gymnasien unpraktisch und zwecklos geworden sind — und Das sind sie thatsächlich —, so liegt es daran, daß sie keine Beziehung mehr zum lebendigen Geist haben, weder zu dem des Alterthums noch zu dem der Neuzeit. Aber nicht daran, daß Wissenschaften und Methode nicht mehr nach geistigen Kriterien, sondern nach den Zweckmäßigkeitswünschen von Bäckersöhnen und Bäckeroältern zu beurtheilen wären. Solcher Geist will Lateinisch durch Englisch ersetzt wissen, weil ein Geschäftsreisender diese Sprache wohl gebrauchen kann, von jener aber keinen Nutzen hat. Als ob plötzlich der Zweck höherer Schulen wäre, Geschäftsreisende auszubilden! So wurde die Schule überbürdet durch ungeeignetes Schülermaterial. Für weitaus die meisten Schüler ist so ziemlich Alles, was sie auf höheren und sogar auf Mittelschulen lernen müssen, eine gefährliche Ueberbürdung, ja, eine fürchterliche Tortur. Sie befinden sich in einer ganz falschen Sphäre, die sie verwirrt, bedrückt und

erschöpft, noch ehe sie anfangen, sich zu bewegen. Nicht die Arbeit, sondern das ihnen unzuträgliche geistige Klima ist es, was sie ermüdet. Sie müßten zusammenbrechen, auch wenn man die Ansprüche auf ein Zehntel herabsetzte. Zumal für die Weisfen es auch nicht möglich ist, sich zu akklimatisiren, weil die häusliche Welt, in der sie leben, in schroffem Gegensatz zu der Welt der Schule steht. Für die Kinder der unteren und mittleren Gesellschaftsklasse, besonders der Kleinbourgeoisie, giebt es gewöhnlich keine Brücke, keine Verbindung irgend welcher Art zwischen diesen Welten. Der ganze Schulinhalt hat in der Welt ihrer Familie weder irgend einen Sinn noch Verstand. Er paßt nicht zu deren Anschauungen, Tendenzen, Glauben. Das Kind lebt oft thatsächlich mit doppeltem Bewußtsein; sein inneres Leben bekommt eine Spaltung, schwächt sich und wird nicht selten zugleich untauglich fürs Leben wie für die Schule. Und man bedenke, wie das moderne Leben mit seinen grausamen Klassenkämpfen und seiner wilden Hast auf dem Kinde lastet! Kinderarbeit, oft unzureichende Wohnung, Kleidung und Ernährung, ungesunde Verhältnisse in großen Mietshäusern, die weiten Schulwege auf dem Lande, das lärmende Leben auf den Straßen großer Städte, die gesellschaftlichen Ansprüche, die in höheren Schichten bereits an die jungen Knaben und Mädchen gestellt werden, die Fülle von Sinnesreizen, die durch den Industrialismus früh und gewaltjam auf die jungen Seelen eindringen — der Jahrmart in Permanenz!

Belastet kommt das Kind in die Schule und die Schule lastet auf ihm durch Ueberfüllung, ungesunde Luft, schlechte Einrichtung, veraltete Methode, meist namentlich pädagogisch und psychologisch unzureichend vorgebildetes und ungeeignetes Lehrerpersonal, das nicht minder überlastet ist durch schlechte Befoldung, die Ansprüche, die das moderne Leben, zuweilen auch die Wissenschaft, stellt, und die Menge der Schüler. In der Schule ist so ziemlich Alles einander zur Last. Alles drückt, drängt und bürdet sich. Das Quantum Arbeit ist das Gramm, das die Last zu Fall bringt, nicht die Ursache, sondern die Folge oder nur ein Symptom der Ueberbürdung. Nachdem man Seele und Geist totgetreten hat, wundert man sich, daß sie nicht mehr tragfähig sind. Durch Herabsetzung der Arbeit wird an der Thatsache der Ueberbürdung auch nicht das Geringste geändert, wie schon die bisherigen Erfolge gezeigt haben. Die Ueberbürdung unserer Kinder, die es thatsächlich giebt und die zum Theil sogar eine rein körperliche ist, hat ganz andere, tiefer liegende Ursachen. Die Schule selbst ist aus einer Befreierin eine Last geworden, eine schwere, drückende, geistlose Masse. Eine Schule für den Pöbel mußte selbst Pöbel werden. Humanistisch nennt man wohl die Gymnasien ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach. Aber das Menschliche ist aus ihnen so ziemlich bis auf den letzten Rest verschwunden. Das natürliche Band zwischen Lehrern und Schülern ist zerrissen. Darum ist die Schule auch keine geistige Führung mehr, sondern ein Stoßen, Drängen, Treten. Und weil sie früh zerschunden werden, ermüden die kleinen Seelen so bald. Nur die robusten, leichtsinnigen und indifferenten Naturen kommen heil aus dieser Mühle; die meisten laufen mit einem Loch durch Welt und Wissenschaft. Und die Schule, wie sie die Folge ist der gesellschaftlichen Zustände, ist so auch wieder die Ursache neuer Uebel und Wirren.

Leo Berg.

Industriefeudalismus.

Der „Vorwärts“ hat dem Freiherrn von Stumm einen Nachruf gewidmet, worin es hieß: „Wir bedarfen keiner karifizierenden, übertreibenden Bemühung, um aus dem König Stumm den personifizierten Geist des Kapitalismus zu gestalten; denn er selbst war schon eine Karikatur, ein menschliches Zerrbild, das aber doch das Wesen des ausbeutenden Unternehmertums in grober, vereinfachter Linienführung unbarmherzig guttrefend veranschaulichte . . . Seine kapitalistische Ueberzeugung ward in ihm zur fanatischen Religion, die nach Inquisition, Folter und Scheiterhaufen lechzte . . . Stumms kapitalistische Weltanschauung war Kerikal geartet. Sie beruhte auf dem katholischen Prinzip der bedingungslosen Unterwerfung unter die Autorität. Man könnte sagen: Stumm hat das Unfehlbarkeitsdogma des Industriepapismus verkündigt. Arbeiter waren für ihn nicht gleichberechtigte freie Menschen und Staatsbürger, sondern lediglich Werkzeuge für das gottgewollte und gotterwählte Unternehmertum. Hatten sich aber die Arbeiter ihrer Selbstbestimmung entäußert, hatten sie in Kadavergehorsam auf alle Menschenrechte und Menschenwürde Verzicht geleistet, dann fühlte auch der absolute Herrscher der Kapitalisten Verpflichtungen, in gewissen Grenzen patriarchalisch für ‚seine‘ Leute zu sorgen. Das waren dann die ‚Wohlfahrteinrichtungen‘ . . . Es wird ein unvergängliches kulturhistorisches Dokument bleiben, daß es sich noch an der Grenze des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland ein Fabrikherr herausnehmen konnte, zu bestimmen, ob seine Arbeiter sich verheirathen durften, welche Lecture und welche politische Gefinnung ihnen erlaubt sei . . . Mit dem Freiherrn von Stumm stirbt ein Stück Zeitgeschichte, nicht, weil er persönliche Verdienste um die Entwicklung der Menschen oder auch nur irgendwie beträchtliche geistige Bedeutung gehabt hätte, sondern lediglich deshalb, weil er die Barbarenzeit des Kapitalismus in symbolischer Vollendung dargestellt hat.“

Daß die Führer der Sozialdemokratie meist verbissene und verbohrene Fanatiker sind, ist ja erklärlich und ihnen weiter nicht übel zu nehmen; das Parteitreiben bringt die Krankheit mit sich, an der so ziemlich alle Parteien und Parteiführer leiden. Aber man kann Parteifanatiker und doch dabei ein guter und edler Mensch sein. Der Mann, der den Artikel „Stumm“ geschrieben hat, ist Das nicht; ein guter und edler Mensch schwächt nicht einen verstorbenen Gegner von edlem Charakter und großer Bedeutung. Die Behauptungen, daß Stumm die verkörperte kapitalistische Ausbeutung, das vollendete Symbol der Barbarenzeit des Kapitalismus und dabei ein geistig unbedeutender Mensch gewesen sei, sind offenbare Lügen, und zwar bewusste Lügen, denn Niemand weiß besser als die Herren vom „Vorwärts“, wie die

wirkliche kapitalistische Barbarei aussieht, die Marx, Engels, Brentano, Hül beschreiben haben, und daß Stumm das Ideal des Captain of industry verkörpert hat, das Carlyle dem verruchten englischen Unternehmertum jener Zeit gegenüberstellte. Es giebt keinen schrofferen Gegensatz als den zwischen einem Stumm und dem Kapitalismus, wenn man mit diesem Worte die Schattenseiten der kapitalistischen Wirtschaftsordnung meint. Das Wesentliche dieses Kapitalismus besteht darin, daß die Arbeitskraft als Waare, der Träger der Arbeitskraft als Ding und Werkzeug behandelt wird, nur nicht mit der Schonung, die man, um Reparaturen und Neuanschaffungen zu vermeiden, einem Werkzeuge angedeihen läßt, daß menschliche, gemüthliche und sittliche Beziehungen zwischen den Arbeitern und ihrem Brotherrn nicht bestehen, daß Dieser Jene gar nicht persönlich kennt und daß sie für ihn nur als Hände und Nummern existiren; endlich darin, daß der den Arbeitern ausgepreßte „Mehrwerth“ vom Kapitalisten verpraßt oder sinnlos angehäuft wird. Auch war zur Leitung dieser Unternehmungen, die meist Spinnereien und mechanische Webereien waren, keinerlei Genie nöthig; das Streben des Fabrikanten ging mehr auf quantitative Ausdehnung als auf Verbesserungen und auch für solche wurde nicht jenes Maß von wissenschaftlicher Bildung, vielfachen technischen Kenntnissen und Genialität erfordert wie für die Begründung, Vergrößerung und Vervollkommnung von Eisenwerken. Stumm hat solche gegründet und zu erstaunlicher Blüthe gebracht. Er hat den „Mehrwerth“ weder verpraßt noch zu einem toten Schätze angehäuft, sondern ihn dazu verwendet, seinen zahlreichen Arbeitern ein menschenwürdiges, behagliches Dasein zu bereiten und durch stete Ausdehnung seiner Unternehmungen einer immer größeren Anzahl von Arbeitern die selbe Existenzsicherheit und Behaglichkeit zu verschaffen. Er hat sich um jedes Einzelnen Wohl und Weh gekümmert und in festgesetzten Sprechstunden, die fleißig benutzt wurden, jedes einzelnen Arbeiters Beschwerden und Wünschen sein Ohr geliehen und er ist durch sein kräftiges Wirken für die Arbeiterversicherung — die Invalidenversicherung hat er schon 1869 im Reichstage des Norddeutschen Bundes beantragt und nach der leider noch nicht beschlossenen Pension für die Wittwen und Waisen nicht verunglückter Arbeiter hat er bis zu seinem Ende gestrebt — unbestreitbar der Wohltäter aller deutschen Arbeiter geworden. Ein Mann, der Solches schafft und vollbringt, ist niemals ein unbedeutender Mensch; schon als Schöpfer der neunkirchener Werke allein würde er vielmal bedeutender sein als ein Literat, der ein parz tausend verständige Zeitungartikel und ein halbes Duzend lesbare Bücher geschrieben hat.

Freilich haben die Sozialdemokraten wichtige taktische Gründe, Anerkennung für das Wirken eines Stumm nicht auskommen zu lassen. Sie müssen nach ihrer Theorie die Leitung großer industrieller Werke als eine

Kleinigkeit darstellen, die ein beliebiges Konfortium von Arbeitern eben so gut zu leisten vermöchte. Die Erfahrung jedoch, die man in allen Ländern mit den Produktiogenossenschaften gemacht hat, beweist, daß dieser Glaube ein Irrthum ist, daß wir ohne geniale Privatunternehmer große Eisenwerke, Maschinenbauereien, Waggonfabriken gar nicht haben würden und daß damit für hunderttausende, für millionen Arbeiter die guten Existenzbedingungen, deren sie sich erfreuen, wegsallen würden, ja, daß ihnen vielleicht die Existenzmöglichkeit entzogen würde.

Es ist wahr: auch Stumm war ein Fanatiker (ob er, wenn er Bebel überlebt hätte, ein ungroßmüthiges Herz enthält und den toten Segner geschmäht haben würde, kann man nicht wissen; einen Leitartikel hätte er auf keinen Fall geschrieben); und die beiden Fanatismen halten einander nicht allein das Gleichgewicht, sondern zeigen den Weg, auf dem man aus den beiden Hälften der Wahrheit, denen sie entspringen, die ganze Wahrheit gewinnen kann. Stumm nahm an, daß, wenn nur erst einmal die verfluchte Sozialdemokratie ausgerottet wäre, alle Unternehmer und der Staat so gewissenhaft für die Arbeiter sorgen würden wie er. Damit hat er sich nun gründlich getäuscht; ohne den englischen Chartismus und phantastischen Sozialismus, ohne die französische und die deutsche Sozialdemokratie gäbe es weder irgendwo in der Welt Industriekapitäne noch gesetzlichen Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Darum ist die Sozialdemokratie eine geschichtliche Nothwendigkeit . . . gewesen, wird man hoffentlich bald sagen dürfen; aber vorläufig sind wir noch nicht so weit. Und Stumm hat den Umstand übersehen, daß die Verhältnisse in seiner Industrie von denen in anderen Industrien (z. B. in den die Gesundheit gefährdenden Zündhölzchen- und Anilinfabriken) grundverschieden sind, daß in vielen anderen Industrien nur der von den Arbeitern erstrittene Staatszwang durchzusetzen vermag, was er ohne Verlust und ohne Gefährdung seines Unternehmens freiwillig zu gewähren vermöchte. Vor Allem aber übersah er das Selbe, was die Sozialdemokraten beständig übersehen: daß das Verhältniß des Unternehmers zu den Arbeitern in den großen Unternehmungen ein anderes ist als in den kleinen und daß die kleinen und mittleren neben den großen fortbestehen. Der Bäckermeister und sein Geselle, der marchand tailleur und der Konfektionarbeiter stehen auf der selben Intelligenzstufe, sind sämtlich gleich unwissend in volkswirtschaftlichen und politischen Dingen und der Gang der Politik hat auf ihren Broterdienst wenig Einfluß; es wäre lächerlich, dem Einen mehr politische Rechte einzuräumen zu wollen als dem Anderen oder die Arbeiter dieser Gewerbe durch patriarchalische Einrichtungen in die Notmäßigkeit ihrer Brotherren bringen zu wollen, die oft ausschließlich vom gemeinsten und kurz-sichtigsten Eigennuz geleitet werden und Ausbeuter der schlimmsten Sorte

sind. Ein großer Eisenindustrieller dagegen hat das lebhafteste Interesse am Gange der Politik, das Schicksal seiner Unternehmungen hängt zu einem großen Theil von Handelsverträgen und Zöllen, von Kriegen und Kriegsrüstungen, von den durch die Diplomatie hergestellten internationalen Beziehungen, von der Eisenbahn- und Marinepolitik seines Staates ab; und er hat die Sachkenntniß und den Grad von Intelligenz, die dazu gehören, solche Verhältnisse zu durchschauen und zu beurtheilen. Soll er dulden, daß seine zehntausend Arbeiter mit ihren zehntausend Stimmen seine Stimme, die des einzigen Sachkenners, totmachen und dadurch seine und ihre eigene Existenz untergraben? Und die hohe Intelligenz und die tiefere und feinere Bildung, die ihm eigen sind, befähigen ihn zugleich, human zu sein und für „seine“ Leute — das „seine“ ist sehr wichtig — besser zu sorgen, als sie, vereinzelt im Kampf ums Dasein hin und her geschleudert aus einer Arbeitstelle in die andere, es selbst vermöchten. Das „seine“ ist sehr wichtig, sagte ich, weil das persönliche Verhältniß zwischen einem Herrn und seinen Leuten menschlicher, edler und für die Leute heilsamer ist als das Verhältniß zwischen bloßen Kontrahenten, das alle Herrschaftsverhältnisse ersetzen soll.

Damit will ich nicht etwa das allgemeine Wahlrecht anfechten. Vorläufig giebt es kein besseres. Jedes Censusbahlrecht fälscht die Volkvertretung, giebt den Regirungen einen falschen Begriff von den Zuständen und Stimmungen im Lande und verschafft einzelnen Gruppeninteressen das Uebergewicht über das Gemeinwohl. Die mancherlei Künsteleien aber, die man statt des Censur vorgeschlagen hat, sind undurchführbar. Und vorläufig muß man wünschen, daß die sozialdemokratische Partei noch stark bleibe, weil sie die einzige ist, die das Arbeiterinteresse rücksichtslos wahrnimmt, und weil es vielfach noch unerträgliche Arbeiterzustände giebt. Aber ich betrachte den jetzigen Zustand nichts als definitiv; das mittlere und das Kleingewerbe, die der große Umschwung nicht vernichtet, sondern nur umgestaltet hat und noch täglich umgestaltet, werden ihre besondere eigene Organisation erringen, die von der der Großindustrie verschieden sein wird, und die neue gewerbliche Organisation wird in den Volksvertretungen ihren politischen Ausdruck finden: aus dem bisherigen Interessengegensatz zwischen Unternehmer und Arbeitern wird das Bewußtsein der Solidarität hervorbrechen und der Industriehauptling wird von seinen Mannen als der natürliche Vertreter ihrer Interessen im Parlament gern anerkannt werden.

Daß Das eine rückständige Ansicht sei, behaupten nicht allein die Sozialdemokraten, sondern auch die Sozialliberalen und sogar die Centrumleute. Der Arbeiter, sagt man, sei zum Bewußtsein seiner Menschen- und Bürgerwürde gekommen, wolle ein freier Mann sein und lasse sich nicht mehr in feudale Bande schmieden. Ich bestreite die Thatsache. Gewiß: so

weit ist das germanische Freiheit- und Selbständigkeitbedürfniß beim gemeinen Manne wieder aufgelebt, daß er sich vom Brotherrn keine unwürdige Behandlung gefallen läßt. Aber daß er, nur um nach Belieben wählen und wählen zu können, eine sichere, auskömmliche und anständige Stellung aufgeben sollte: ein solcher Freiheitnarr ist er nicht. Wenn er heute vielfach ein solcher Narr zu sein scheint, so hat er dazu noch seine guten Gründe. Die ideale Industriehauptlingschaft ist keineswegs so allgemein, daß der Arbeiter sein Schicksal jedes beliebigen Brotherrn Wohlwollen, Großmuth und Einsicht ruhig anvertrauen könnte; er ist — abgesehen von dem aus bösen Zeiten zurückgebliebenen Neid und Haß — sehr misstrauisch und hat ein Recht, ja, die Pflicht, es zu sein. Er wählt daher noch sozialdemokratisch, nicht, weil er eine eigene politische Gesinnung hätte, sondern, weil er sich eine kräftige Vertretung seiner Standesinteressen sichern will. Was die eigene politische Gesinnung anlangt: wer hat denn die? Daß sie der Masse von den Parteiführern, Volksrednern und Parteizeitungen fertig geliefert wird, ist ja heute ein von keinem Menschen mehr bestrittener Gemeinplatz. Und was die Heirathbeschränkungen betrifft, die man Stumm zum Vorwurf macht, so sind auch die Offiziere solchen unterworfen, ohne an ihrem Menschenrecht und ihrer Menschenwürde Einbuße zu erleiden. Einem dummen Jungen kann man gar keine größere Wohlthat erweisen als die, daß man ihn an einer thörichten Eheschließung hindert. Daß Stumm ein Herrenmensch war, wird von keiner Seite geleugnet; und wahrscheinlich hat er in der Geltendmachung seiner Herrennatur die Grenzen des Nothwendigen unklug überschritten; er hätte, ohne seine Grundsätze und seine Stellung zu gefährden, nach dem Vorbilde des edlen Fabrikanten Heinrich Freese konstitutionelle Formen gewähren können, die harmlos sind und die Eitelkeit der Arbeiter befriedigen. Dabei bleibt nach dem vorhin Gesagten freilich zu beachten, daß zwischen kleinen Jalousiefabriken und großen Eisenwerken sehr wesentliche Unterschiede obwalten.

Reiße.

Karl Jentsch.



Elektrokultur.

In alter nationalökonomischer Lehrsatz behauptet, daß die Produktivität der Landwirtschaft erheblich langsamer als die der Industrie fortschreitet. Die neueste Entwicklung scheint jedoch diese weitverbreitete Anschauung lägen zu strafen. Schlag auf Schlag folgen Entdeckungen, die der daniederliegenden Landwirtschaft zu neuer Blüthe verhelfen können, so die elektrische Kraftübertragung und die Fortschritte der Agrikultur-Bakteriologie. Neuerdings machen Versuche, die Elektrizität bei der Pflanzenkultur zu verwenden, in Fachkreisen so viel von sich reden, daß sich verlohnt, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken.

Vor etwa vierzig Jahren beobachtete Martin O'Sullivan ein Kartoffelfeld nach einem heftigen Gewitter. Er bemerkte, daß die Stauden in seltsamen Zickzacklinien geschwärzt waren, und sah sich hierdurch zu einem Studium der atmosphärischen Elektrizität und ihrer Einwirkung auf die Vegetation veranlaßt. Bei einer Polarezpedition fand Karl Selim Lemström, Professor der Physik in Helsingfors, daß die Flora Lapplands und Spitzbergens ungleich kräftiger entwickelt war, als man nach dem Klima dieser arktischen Länder erwarten durfte. Weitere Forschungen lieferten den Nachweis, daß die in jenen Ländern besonders starke atmosphärische Elektrizität das Pflanzenwachstum befördert.

Diese beiden Beobachtungen waren der Ausgangspunkt für die moderne Entwicklung der Elektrokultur. Allerdings hatte man sich schon im achtzehnten Jahrhundert viel mit der Einwirkung der Elektrizität auf das Pflanzenleben befaßt. Die Ergebnisse waren jedoch, wie es bei den Hilfsmitteln und Methoden der damaligen Zeit sehr erklärlich ist, viel zu unsicher, um zu weiterer Arbeit zu ermutigen. So schloß das Interesse an dieser Frage noch einmal ein.

Im Sommer 1900 errichtete O'Sullivan, der Postmeister von Athea (Irland), sieben Fuß hohe Holzmasten auf einem Kartoffelacker. Sie waren mit einer Vorrichtung versehen, die atmosphärische Elektrizität zu sammeln, ferner durch Drähte mit einander verknüpft; auch wurden parallel laufende Drähte einen Fuß tief in den Boden gelegt. Schon nach vierzehn Tagen waren die Stauden der innerhalb des Drahtnetzes gewachsenen Pflanzen stärker entwickelt als die außerhalb befindlichen. Die dem Experiment unterworfenen Felder zeigten ein lebhafteres Grün als die angrenzenden Schläge und schließlich wurden auf diesen Keckern erheblich mehr Kartoffeln geerntet als in der Nachbarschaft. Der Erfolg war, wie Herr O'Sullivan mir schreibt, geradezu wundervoll. In Folge dieser überraschenden Resultate hat das Agrikultural-Department eine offizielle Untersuchung eingeleitet und wird weitere Versuche veranlassen.

Auch Paulin, Friß, André, Kravlov, Cook und Andere haben die günstige Einwirkung der Elektrizität auf das Pflanzenwachstum erprobt. Alles aber, was sie für die Elektrokultur geleistet haben, wird weit übertroffen durch die Jahre langen exakten Untersuchungen, die Selim Lemström angestellt hat. Diesem finnischen Gelehrten gebührt vornehmlich der Ruhm, durch eine Reihe einwandfreier Experimente den fördernden Einfluß elektrischer Einwirkungen auf das Wachstum der meisten Kulturpflanzen sicher und endgiltig bewiesen zu haben. Doch scheint, obwohl Lemström selbst bereits 1898 in einem Vortrag von der British Association über die Ergebnisse seiner Forschungen Bericht erstattet hat, in Deutschland bisher nichts davon bekannt worden zu sein.

Nach vorbereitenden Laboratoriumsversuchen begann Lemström im Sommer 1885 mit Feldversuchen im südlichen Finnland. Obwohl damals große Trockenheit herrschte, waren schon die ersten Ergebnisse sehr bedeutend. In Folge der Anwendung der Elektrizität auf den Versuchsfeldern ergab sich nämlich eine Erntesteigerung von 85 Prozent im Vergleich zu den zur Kontrolle angelegten Kulturen. 1886 und 1887 wurden noch umfassendere Feldversuche angestellt. Der Kostenaufwand betrug gegen 10 000 Mark. Um Gewißheit zu erhalten, daß die in Finnland gewonnenen Resultate unter anderen klimatischen Bedingungen sich wiederholen, wurden mit Unterstützung des Barons Thénard auch in Oroy und

Château Laferté bei Châlons sur Saône groß angelegte Elektrokultur-Versuche unternommen. Ueber die neuesten Versuche des unermüdblichen Vemström liegt noch kein Bericht vor.

Bei allen diesen Experimenten gelangten die meisten Pflanzen schneller zur Reife und ihr Ertrag war größer als bei Pflanzen, die unter gewöhnlichen Bedingungen aufwachsen. So wurde bei Weizen eine Ertragssteigerung von 21,2 Prozent bis 57,9 Prozent konstatiert, bei Gerste eine solche von 44 Prozent bis 84 Prozent, bei Hafer von 18 Prozent bis 53 Prozent. Bei Tabak, Mais, Rohl und einigen anderen Kulturen wurde merkwürdiger Weise eine geringere Ernte beobachtet. Hier hatte die Elektrizität offenbar schädlich gewirkt. Später wurden auch bei den erwähnten Pflanzen günstige Ergebnisse gewonnen, nachdem für genügende Bewässerung gesorgt und eine gleichzeitige Einwirkung der Elektrizität und der intensivsten Sonnenwärme vermieden wurde.

Im Gegensatz zu den meisten seiner Vorgänger vermied Vemström, sich der Wirkung der atmosphärischen Elektrizität zu bedienen. Die Elektrizität wurde vielmehr durch große Influxionsmaschinen erzeugt. Diese Maschinen wurden mit der Hand betrieben oder durch einen kleinen Elektromotor in Bewegung gesetzt. Der eine Pol der Maschine wurde mit der Erde verbunden, von dem anderen führte eine Leitung zu einem Reß von Drähten, die in Höhe von einem halben Meter über dem Erdboden ausgespannt wurden. Zur Verstärkung der Wirkung wurde der Draht mit Metallspitzen versehen. Es zeigte sich jedoch, daß eine Vermehrung der Spitzen nicht entsprechend erhöhte Wirkung zur Folge hatte. Für die meisten Fälle soll eine Spitze auf fünf Quadratmeter genügen. Die Zeit für den Betrieb der elektrischen Maschinen wird am Besten auf drei Stunden morgens und drei Stunden abends beschränkt, so daß während der größten Hitze eine Pause eintritt. Die Maschinen waren gewöhnlich 58 bis 84 Tage im Gange. Für die Praxis entsteht hier insofern eine gewisse Schwierigkeit, als es sehr fraglich ist, ob die gewöhnlichen Influxionsmaschinen so lange sicher funktionieren können; namentlich bei Feuchtigkeit versagen sie leicht. Doch glaubt Professor Vemström, durch eine neue patentierte Konstruktion jede Störung ausschließen zu können. Wo eine Centrale mit Dynamos vorhanden ist, ist natürlich die Speisung des Drahtnetzes mit Elektrizität am Einfachsten und Sichersten.

So glänzend sich die Anwendung der Elektrizität auf Ackerbau und Gartenkultur bewährt hat, so räthselhaft scheint die Ursache ihres Erfolges. Eine durch Elektrizität hervorgerufene starke Temperaturerhöhung kommt nicht in Frage: sie beträgt nur $\frac{1}{1000}$ Grad. Die chemische Einwirkung der Elektrizität spielt wohl eine Rolle, da durch Bildung von Oзон in der elektrisirten Luft das Wachsthum befördert werden kann. Auch kann durch elektrische Einflüsse die Nitrifikation des Stickstoffes im Boden hervorgerufen werden. Allein damit ist das Problem nicht gelöst. Erst in allerletzter Zeit scheint sich Vemström das Geheimniß offenbart zu haben. Er entdeckte nämlich, daß die Elektrizität auf die Saftbewegung in den Kapillarröhren der Pflanze wesentlich einwirkt. Das ist zweifellos eine nicht nur wissenschaftlich, sondern vor Allem für die Landwirtschaft hochwichtige Entdeckung, deren Werth für die Praxis sich freilich augenblicklich noch nicht genau abschätzen läßt.

Die Kunst des Lachens.*)

Die antike Welt beschützte ein Gott des Lachens. Plutarch erzählt den sinnigen Einfall Pyrgos, der den Spartanern gebot, bei ihren Geselligkeiten stets ein Standbild des Gelos, des Gottes des Lachens, in ihrer Mitte zu haben. Ein Gott sollte die harte Kost und den Kriegsdienst durch Scherz verführen.

Der Gottcharakter des Gelos ist erstorben, aber seine menschliche Schönheit ist jung geblieben, heute wie damals. Nur der Schmerz stammt vom Sündenfall ab; uns bleibt noch das heidnische Lachen.

Das heidnische Lachen hat die Einsalt und Lebensfreude des naiven Humors, den Gefühlsgegensatz gegen das Konventionelle. Heidnisches Lachen ist die Unschuld des Natürlichen, die Naivität des Genusses. Die Lacht über Vieles, was dem naiven Humor, wenn er ausspricht, Niemand verübelt.

Zum Lachen reizt Alles, was komisch ist. Aber nur Die Lachen, denen das Komische keinen Schaden und Schmerz verursacht. Mehrere können das Selbe belachen, Jeder aus einem anderen Grund. Der Eine lacht über das Komische der Situation, der Zweite über das Komische der Charakteristik, der Dritte vielleicht aus Entrüstung.

Das Komische steht zwischen dem Schönen und dem Häßlichen. Es freundet sich mit dem häßlichsten Häßlichen an, aber so spazig, daß seine Verhäßlichungskunst das Häßliche vor dem Schönen blamirt. Nichts, was komisch ist, ist vollkommen. Höhere oder niedrigere Komik bezeichnet keinen Unterschied des Ursprungs, sondern der Entwicklung.

Das objektiv Komische hat keine Tendenz; es nimmt sich hin, um sich zu besipen. Der Gehalt des künstlerisch Komischen umfaßt das Sinnliche und das Zufällige und einen Zweckbegriff nur insoweit, als durch ihn das komische Spiel genug Berührung- und Abstoßungspunkte empfängt, um zu existiren. Es ist das umgekehrte Erhabene; zu dem Gegenstand, der verunstaltet scheint, sehen wir nicht herauf, sondern herunter. Von den Arten des künstlerisch Komischen ist die musikalische Komik die freiste, weil sie rein auf die Sinne wirkt und doch am Wenigsten am Stoff haftet. Musik ist die Sprache der Seelenbewegung. Aber auch die dichterische und bildliche Komik hat ihre Melodie. Ihre Bewegungslinie des Tons ist das Lachen. Das Komische verlacht das Lächerliche.

Drastisch zeigt Das die unfreiwillige Komik. Was die Menschen nicht verstehen, machen sie gern lächerlich. Aber selbst Theatergespenster wollen verstanden werden. Geisterhaftes in einem modernen Drama kann, wenn es nur ein Einzelner wahrnimmt, als ein Gespenst der Einbildung gelten, als ein Bild aus der Entwicklungsgeschichte der Seele, und ist als solches wohl bühnenfähig. Stehen dagegen mehrere Menschen auf der Szene beisammen, so würden Spukerscheinungen für Alle unfreiwillig komisch wirken. Auch das Böse kann lächerlich sein. Rämlich, wenn es dumm ist. Witzige Dummheiten dagegen bleiben stets witzig.

*) Diese Skizze wird in dem Band „Fackelzug durch Kunst und Leben“ nächstens im Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen.

Die feinsten Noten des Komischen spielt der Humor. Fälschlich wird er mit Witz verwechselt. Der Humor verhält sich zum Witz wie die Kunst zur bloßen Technik. Kunst ist ein Gestalten und Schaffen, Technik ist eine Fähigkeit, das Anwenden von Können. Der Humor braucht das Können des Witzes, aber der Witz kann humorlos und bloße Fertigkeit sein. Der Witz ist die Komik des Verstandes, der Humor die Komik der Phantasie.

Der echte, große Humor führt in die Höhe, sein befreiendes Lachen veröhnt mit dem Unvollkommenen. Der halbe Humor verdirbt leicht und gleitet die Skala des Heiteren abwärts bis zum Grinsen der Schadenfreude und dem Seufzer des Galgenhumors. Je dümmere der Dünkel der Menschen und je armsüßiger ihre Herzensbildung, desto roher wird ihre Heiterkeit sein. Das gilt auch von den Humoristen. Nur der Höhenhumor veröhnt mit dem Unvollkommenen. Keine oberflächliche gute Laune wird dem kühlen Nachwort: Ich bin! die gefällige Vorsicht empfehlen: Ich bin nicht allein! Es ist der versöhnende, feine Humor, der seine Fabulirfreude vom Vertrauen an das Gute nährt. Eine so gesättigte Heiterkeit darf sich getrost an das Höchste wagen; sie wird es niemals verzerren.

Der Humor ist sich selbst nicht heilig. Er ist immer bereit, sich über sich selbst lustig zu machen. Deshalb entschleicht er sich gern, die Schwächen Anderer zu lieben. Er hat das wohlwollende Lachen der Gutmüthigen. Humor ist frühliche Selbsterkenntniß. Diese sonnige Aufrichtigkeit, die jede Verbitterung lachend überwindet, wirft alle Sorgen des Denkens weg. Der Humorist hat verzichtet, sich außerhalb des eigenen Selbst in den Widersprüchen des Daseins zurechtzufinden. Ein fast unbewußter Verzicht, den bei ideal gearteten Geistern allein die Naturanlage entscheidet. Der pathetisch Befähigte kämpft zornig gegen die Mängel des Daseins, der Humorist fügt sich ergeben in das Unabänderliche und schattirt lustig das Vielgestaltige, das in grellen Kontrasten unser Leben beherrscht. Er spielt mit der Möglichkeit; und am Liebsten mit Möglichkeiten, die wenig wahrscheinlich sind. Die heiterste Komik reiht alle Verküpfungsfäden entzwei, bis der bloße Zufall noch da ist. Möglich ist ja Alles. Möglich ist auch, den Don Carlos als Mephistopheles zu spielen. So wird die Gemüthsstimmung des Humoristen erst dann eine künstlerische, wenn er die Welt nicht sieht, wie sie wirklich ist, sondern, wie sie sich in ihm abspiegelt. Um diese Täuschung auch Anderen glaubhaft zu machen, ist eine schöpferische Phantasiegabe nöthig, ein plastisches und lebhaftes Vorstellen, eine Kraft der Individualität, die auch im kleinsten Einzelnen charakteristisch wirkt.

Zu Humor verdirbt sich zuweilen eine Tragik, jene Heldenstärke der Seele, die ihre Noth verschweigt und vergißt. Ergreifender als der wunde Humor, der unter Thränen lächelnd die Verzweiflung maskirt, ist die überlegene, weise Heiterkeit, die sich mächtig erweist als das Schicksal. Sie sieht das Leben an, wie das Leben sie ansieht. Menschen von solcher seelischen Widerstandskraft sind stille Humoristen, die Keinem zu lachen geben.

Nicht jeder schaffende Humorist trägt die Ergebung vor dem Unabänderlichen schmerzlos in seinem Innern. War manchem Bildner des Heiteren steigt sein lichtvolles Weltbild aus der Nacht einer übergroßen Erkenntniß auf. Solcher Humor ist seinem geheimsten Wesen nach ernst und seine Schöpfer zwingt nach

gethaner Arbeit die Schwermuth nieder. Ein Aufschrei blutenden Humors ist ein Meisterspruch von Kloys Blumauer:

Nacht war ich zur Welt geboren,
Nacht scharrt man ins Grab mich ein!
Also hab' ich durch mein Sein
Nichts gewonnen, nichts verloren!

Diese Melancholie ist die Trauer, daß der Humor nur ein Bruchstück des Lebens ist. Denn auch dem besten Humor fehlt die zergliedernde Logik; sein verschöhnendes Element hat eine gedankliche Schranke. Kein Humor könnte Wissenschaft und Religion verschönnen. Von Beiden trennt ihn das Lachen, der köstliche Unterschied zwischen Mensch und Thier, die Verlebendigung des Menschen, so eigen wie der verklärte Ausdruck des Sterbenden. Ein Anreger des Menschen-gemüths, treibt der Humor den Geist aus seiner engen Eigenart in die Weite. Deshalb scheuen befangene, unentschiedene Naturen nichts mehr als Humor. Und deshalb giebt es auch so wenige große Humoristen.

Um so mehr Witzige giebt es. Um die Wette mit dem Humor will der Witz lustige Stimmung erzeugen. Witz ist ein guter Einfall. Ein hastiges Urtheil entdedt ihn aus dem Verborgenen. Der witzige Verstand stellt das Aehnliche zum Aehnlichen hin, auch wo es ideell nicht zusammengehört, und sucht in der Mannichfaltigkeit das Gemeinsame. Den Witz überrascht nichts, aber er selbst muß stets überraschen. Seine Pointe ist ein rascher Zusammenprall des Für und Wider. Ein Witz darf nicht gesucht werden, sondern nur gefunden. Ein mühsam vorbereiteter Witz verliert den komischen Knall und trifft daneben. Nie lacht ein Mensch, der eine große, wichtige und dauernde Freude empfindet. Nur eine unerwartete Kleinigkeit bringt ihn zum Lachen. Mutterwitz ist die Naturgabe eines schlagfertigen Urtheils, das keine künstliche Bildung braucht. Schlagfertigkeit ist des Witzes Rede und der espritvolle Witz hat noch Grazie und Schönheitsgefühl. Der feinste Witz sind Gedankenwize.

Witz und Humor haben einen langen Kulturprozeß hinter sich. Sie gebären die bitteren Narren und ihre pessimistische Heiterkeit. Nicht immer weiß man, wer ein Narr ist. Dem Einen scheint närrisch, was den Anderen ehrensüchtig macht. Die Ironie fragt nicht danach. Sie verneint, was sie nicht für berechtigt hält. Oft ist sie eine Spottnuance der Lüge, die das Gegenteil von Dem sagt, was sie meint, und errathen sein will. Dann wird sie dem Lob der Schmeichler ähnlich. Deren Lob wäre viel Dank werth, wenn wir dadurch wirklich empfangen, was es beilegt. Die matte Ironie ist die der Blasfrohheit; sie ist die Ruine des Hohns. Hohn ist wilde Lust an Zerstörung, die Ironie der Blasfrohheit ist der fatale Spott der Zerstörten. Kluge Ironie ist nicht unproduktiv. Reicht sie ihre gepfefferte Bosheit als Medizin für die Wahrheitschwachen, so wird sie ein Mittel der Aufklärung. Solche Ironie ist der wichtigste Feind banaler Tasager, denen die Mutter Gewohnheit der Grund aller Gründe ist. Der Widerspruchsgeist, den das Ironische anseuert, drängt den Heerdeutlichen rückwärts. Im Reich der Erkenntniß wird er zum kritischen Willen und läßt alte Vorurtheile durch Anregung neuer Gedanken. Muster der Ironie zeigt die Schöpfung alltäglich. Eine Ironie der Natur schließt oft jeelische Anmuth in

äußere Häßlichkeit ein. Seine hat die Ironie noch überironisirt. Er erzählt von der münchener Stellnerin Kannel, die die Ironie für eine Bierforte hielt.

In der Satire hat die Ironie Methode, der Spott wird Schulmeister. Die Satire kennt keine Toten. Nur das Lebende kann noch schaden und muß daher bestraft und verspottet werden, wo es Solches verdient. Scharf peitscht die Satire die Thorheiten ihrer Zeit. Auch die satirische Fabel enthält Stoff, der noch lebt und für die Satire ewig ist. Ein berühmtes Beispiel aus der bildenden Kunst ist das Gemälde des Holländers Paul Potter, das in der Eremitage zu Petersburg hängt: Gericht der Thiere über den Jäger. Der Satire gefällt auch ein lustiger Wassenhauer, als Burleske verkleinert sie das Bedeutende.

Die Karikatur ist das Ideal der Satire. Etwa wie das Ideal eines tollen Schöngelstes ein Weib ist, die häßlich wie Sokrates ist. Die übermüthige Uebertreibung der Karikatur entstellt das Häßliche so sehr, daß es aufhört, häßlich zu sein, und wieder an das Ebenmaß und die Ordnung erinnert, die sie so maßlos verleugnet. Die Karikatur ist die Uebertreibung einer zweifellosen Wahrheit, das Mißverhältniß zwischen Theil und Ganzem. Die Karikatur entkleidet das Abscheuliche seiner Häßlichkeit und versucht so vom entgegengesetzten Ende die ästhetische Reinigung, die die schönen Künste bezwecken. Die genialste Karikatur ist der Don Quixote.

Unleugbar hat der Antheil des Gemüthes an der Kunst sich gesteigert. Aber die Komik gewann weniger davon als die Tragik. Nämlich, weil sie zu viel Vernügen und zu wenig Lebensfreude erregte. Wir haben noch keine genuintiefe Kunst des Lachens, sondern nur die Muskelaktion dazu. Physiologisch betrachtet, ist ja das Lachen eine Krampfbewegung. Jenes seelische Lachen, aus dem ein Hauch einfacher, frischer Natur weht, ein Lächeln aus geistigem Verständnis, ist selbst dem Weinen gemüthsverwandter als dem schluchzenden, wiesernden Lachen, von dessen Erstickungszustand das Trommelfell dröhnt. Die Kunst des Lachens sucht die ästhetische Melodie, die in bedeutungreichen Tönen die große Komödie anstimmt, der Sturz des Erhabenen ins Lächerliche. Dort ist die höchste Kraft ästhetischer Weltbetrachtung, wo das Komische in das Tragische gemischt ist, auf die Tragödie gleich das Satyrspiel folgt. Zum rechten Lachen gehört die rechte innere Freiheit. Menschen, deren Freude gesund ist, üben gern die freie Musik der Heiterkeit. Denn nur der Schmerz stammt vom Sündenfall ab; uns bleibt noch das heidnische Lachen. Georg Reben.



Rothschild.

Die deutsche Finanzwelt legt Trauer an. Der Name ihres vornehmsten Vertreters muß aus ihrer Mitgliederliste gestrichen werden. Nach langwierigen Verhandlungen ist nun die Entscheidung über Sein oder Nichtsein der frankfurter Firma M. A. von Rothschild & Söhne gefallen. Die Firma soll zu bestehen aufhören. Die Freiherren von Rothschild werden in Zukunft nur noch durch einen Agenten in Deutschland vertreten sein.

Für die deutsche Finanzwelt ist Das wirklich ein harter Schlag. Rothschild war kein lästiger Konkurrent, den man freudigen Herzens vom Kampfplatz verschwinden sieht. Für die Klasse der mittleren Bankhäuser war er im Gegentheil oft sogar ein Retter in der Noth, der durch umfangreiche Ankäufe von Privatdiskonten und beträchtliche Gelbanslehungen die Märkte von ihren Nöthen befreite. Aber auch für die Großen der Börse war Rothschild kein Konkurrent. An industriellen Gründungen fand er bekanntlich überhaupt keinen Geschmack, und wenn er sich an großen internationalen Finanzgeschäften betheiligte, so war der Name Rothschild für die Mitwirkenden nur vortheilhaft. Viel Geschäfte sind wohl überhaupt in Rothschilds frankfurter Kontor während der letzten Jahre nicht mehr gemacht worden. Willy von Rothschild, der stille Talamudgelehrte, überließ sich mehr der beschaulichen Thätigkeit, sein Kapital zu verwalten; ihm blieb die Sucht, es hastig zu vermehren, fremd. So fiel Rothschild eigentlich Niemandem lästig, während von seinem Namen ein Glanz ausstrahlte, von dem die gesammte deutsche Kapitalistenwelt profitirte. Nun, da dieser Nimbus ihr verloren gehen soll, trauert sie. Verhältnismäßig am Meisten hat natürlich Frankfurt am Main Ursache zur Trauer, nicht nur, weil ein großer Steuerzahler aus seinem Bannkreis verschwindet, sondern, weil nun auch der letzte Rest der einstigen Unabhängigkeit der frankfurter Börse zu schwinden droht. Die einst so stolze Hochburg der Geldbrägen ist nach der Gründung des Deutschen Reichs immer mehr ins Schlepptau von Berlin gerathen. Langsam, aber unaufhaltsam sank die frankfurter Börse zu einem Provinzialinstitut herab und nur der Einfluß, den Frankfurt mit Hilfe des rothschildischen Kapitals auszuüben vermochte, sicherte ihm noch einen Theil seiner Ausnahmestellung. Wenn Rothschilds Firma jetzt eingest, so nimmt sie einen großen Theil des frankfurter Ansehens mit sich.

Es ist eigentlich sehr auffällig, daß die Rothschilds ihren Stammsitz preisgeben. Anderseits schildert einmal in seiner schlichten, gemüthvollen Art, wie die alte Freifrau von Rothschild sich nicht bewegen läßt, aus dem alten Häuschen der Judengasse zu ziehen, und mit welcher Pietät sie an dem Ort hängt, an dem ihr Glück geboren wurde. Diese Pietät gegen den Stammsitz scheint den Nachkommen der alten Dame in auffallendem Maße zu fehlen. Jeder Landjunke hängt an dem Sig der Väter und häuft Schulden auf Schulden, nur, um den Familiensitz zu retten. Etwas von diesem Adelsstolz wird doch gewiß auf die jüdische Aristokratie übergegangen sein und sollte gerade in einem Geschlecht sich regen, in dem die mosaische Tradition so tiefe Wurzeln geschlagen hat. Sicherlich ist Das auch bei den Rothschilds der Fall. Weshalb also, fragt man sich unwillkürlich, fliehen sie unser Reich? Weshalb scheidt man nicht einen der jungen Sprossen des französischen, des englischen oder des italienischen Hauses nach Frankfurt, als deutschen Verwalter der Millionen des Hauses Rothschild?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht nur für Finanzkreise von Wichtigkeit; sie interessirt uns Alle. Denn zum nicht geringen Theil dürften die Schuld an der Germanophobie der Rothschilds die politischen Verhältnisse Deutschlands tragen. Darüber hätten wir eigentlich von London und Paris her Aufklärung verlangt; und es ist höchst auffällig, daß die dortigen, sonst so neugierigen Journalisten noch keinen ihrer Rothschilds interviewt haben, um zu erfahren, welche Umstände ihnen den Aufenthalt im Deutschen Reich verleiden, — so

auffällig, daß man eigentlich annehmen muß, es seien Interviews vergebens erbeten worden. Kluge Finanzleute handeln, wie es ihnen beliebt, aber sie reden im Allgemeinen nicht darüber. Denn sie wissen, daß Worte dem Geschäftsgang viel gefährlicher werden können als die kühnsten Thaten. So wird man denn wohl fürs Erste darauf verzichten müssen, aus dem Munde der dazu in erster Linie berufenen Finanzherren zu erfahren, weshalb sie Deutschland großen. Aber die Gründe dieses Wollens sind leicht zu finden; zu denen, die am Schwersten ins Gewicht fallen, gehört ganz gewiß die Unfreiheit unseres Handels. Chikanen, denen der Handel in Deutschland fortwährend ausgesetzt ist, müssen Dem, der es nicht nöthig hat, die Lust vertreiben, in Deutschland Geschäfte zu machen. Ich will damit nicht etwa für die veraltete Lehre von der zügellosen wirthschaftlichen Freiheit plaidiren. Ich wage sogar, das sonst so verhaßte Börsengesetz in seinen Grundzügen zu vertheidigen, denn in einem vom sozialen Ideen erfüllten Zeitalter geht es nicht an, dem konzentrirten Großkapitalismus der Börse ungehindert freien Spielraum zu lassen. Allein jede soziale Gesetzgebung kann leicht antisozial werden, wenn sie, wie es bei uns geschieht, von Leuten ins Leben gerufen wird, die durch Voreingenommenheit und bureaukratische Engherzigkeit geleitet werden. Wenn Gesetze, die ihrer Absicht nach soziale Auswüchse beseitigen sollen, gleichzeitig weite Nachbargebiete brachlegen, ohne daß der Gesetzgeber, der den realen Handel schädigt, den Muth hat, dem Uebel an die Wurzel zu gehen, so nenne ich Das eine antisoziale Gesetzgebung. Das merken wir in Deutschland täglich. Wären unsere Ministerien voll von Sozialisten: die Kapital und Handel treffenden Gesetze würden besser ausfallen als jetzt, denn der Sozialist erfährt die wirthschaftlichen Vorgänge in ihrer historischen Bedingtheit. Er weiß, daß seine Zukunftsgesellschaft, wenn er überhaupt noch auf sie hofft, nur Wahrheit werden kann, nachdem sämtliche Produktivkräfte sich völlig ausgelebt haben. Er weiß auch, daß alle historisch gewordenen Institutionen nothwendig sind. Er wird ihre Form ändern, aber ihre Eigenart schonen. Ganz anders der bureaukratische Geheimrath, von dem ein feiner Natur völlig fremdes soziales Empfinden verlangt wird. Er glaubt, mit der sozialen Zeitströmung zu schwimmen, wenn er blindwüthig gegen Alles losgeht, was auch nur ein Bißchen nach Geld riecht. So kommen unter dem Einfluß völlig mißverständener sozialer Ideen unsere verfehlten Gesetze zu Stande. Dem Bösen schaden sie natürlich nicht im Geringsten, denn die Verbrechergenialität hat sich bisher noch mit jedem Gesetz abgefunden. Dafür aber erschwert man dem realen Geschäftsmann das Dasein auf jegliche Weise. Gerade die überraschende Thatfache, daß Rothschilds Erben Deutschland den Rücken kehren, ist ein Beweis dafür, daß die ewigen Chikanen zunächst die Besten verdrängen. Man denke von den Rothschilds, wie man will: sie sind jedenfalls keine Jobber; sie betreiben nicht das Gewerbe, die Leute zum Börsenspiel zu verleiten; ihr Vermögen stammt auch nicht von der Ausraubung großer Arbeitermassen. Und wenn sie fremden Staaten zu oft nicht ganz bequemen Bedingungen Geld liehen, so haben wir in Deutschland eigentlich keine Veranlassung, ihnen deshalb gram zu sein.

Aber wohl nicht nur die Gesetzgebung treibt den Freiherrn von Rothschild aus Deutschland; wahrscheinlich wirkt da ein Umstand mit, der im engsten Zusammenhang steht mit jenem eigenartigen Geist, von dem unsere innere und äußere Handelspolitik durchweht ist. Lord Rothschild und Baron Rothschild sind

in London und Paris einflußreiche Männer. Sie sind Peers, die Etwas gelten. In Deutschland dagegen gelten, bei Lichte betrachtet, schon unsere ersten Kaufleute so gut wie nichts. Gewiß, man pumpt sie an, man frühstückt mit ihnen, man besucht wohl auch ihre Villen. Aber wenn es schließlich dazu kommt, macht man Gesetze gegen sie und „fördert“ ihre Handelsbeziehungen zu fremden Staaten durch Entsendung von Generalfeldmarschällen und Kriegsschiffen. Weht es aber so schon unseren Ersten, wenn sie arischer Herkunft und blondhaarig sind, so bleiben die Barone Rothschild in unserem Beamten- und Soldatenstaat doch nur die Juden Rothschild, — so eifrig man sich auch bemühen wird, diese innere Anschauung durch äußere Höflichkeit zu übertünchen. Die mit ihnen sich gut verhalten müssen, werden sich den Umgang freilich gefallen lassen; aber sie werden, wie unser Museumsdirektor Bode, innerlich Die beneiden, deren gesellschaftliche und finanzielle Unabhängigkeit gestattet, den „jüdischen Plattfüßen“ zu verbieten, „ihre Teppiche zu beschmutzen“. Wer will es den Rothschilds verargen, daß sie lieber da bleiben, wo allen Bürgern neben wirtschaftlicher und religiöser Freiheit auch die wichtige gesellschaftliche Gleichheit gewährt wird?

Plutus.



Notizbuch.

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, in ihrem zweiten Artikel über die Reform der Hauswirtschaft, im letzten Märzheft der ‚Zukunft‘, wundere die Verfasserin, Frau Vily Braun, sich darüber, daß öffentliche Entgegnungen auf ihre Ausführungen nicht erschienen seien, während in einer ganzen Reihe privatim an Frau Braun gerichteter Briefe das Projekt selbst gebilligt, einzelne Theile aber bekämpft und scharf kritisiert wurden. Ich möchte versuchen, eine Seite des Vorschlages zu beleuchten, wobei ich hervorzuheben nicht versäumen möchte, daß ich, Frau Brauns politische und sonstige Weltanschauung ungefähr theilend, jede soziale und wirthschaftliche Reform gern willkommen heiße, als wichtigsten Faktor aber ihre praktische Ausführbarkeit ansehe. Leider habe ich das Heft, in dem Frau Brauns erster Aufsatz erschien (ich schreibe auf einer Ferientreise, an einem kleinen Ort, wo die ‚Zukunft‘ nicht zu haben ist) nicht zur Hand; ich muß mich also, wenn ich auf ihn zurückgreife, auf mein Gedächtniß verlassen; ein kleiner Irrthum wäre daher nicht ausgeschlossen.“

Nach der Schilderung, die uns Frau Braun in ihrem letzten Artikel von der Wirtschaftsgenossenschaft giebt, scheint sie ihren Vorschlag erheblich reduziert zu haben; denn von der ganzen Wirtschaftsgenossenschaft bleibt, nach meiner Auffassung, nur eine ‚Ehgenossenschaft‘ übrig, genauer gesagt: eine Genossenschaft, für die gemeinsam gekocht wird. Das ist obligatorisch, alles Andere fakultativ. Ein Zwang, die gemeinschaftlichen Gesellschaftsräume zu benutzen, besteht nicht: Familien, die eine große Wohnung bezahlen können, werden selbstverständlich nicht verhindert sein, ihre Bekannten in den eigenen Räumen zu empfangen. Auch hat jeder einzelne Theilnehmer, jede einzelne Familie das Recht, die Mahlzeiten im eigenen Heim einzunehmen. Selbst bei dem Punkt, der als einziger obligatorisch bleibt — das Essen

ber für Alle gekochten Speisen — dürfen Ausnahmen gemacht werden. Jeder Genossenschaftler kann sich ja nebenbei auf dem eigenen Gaslocher von seiner Frau oder seinem Dienstmädchen sein Leibgericht kochen lassen, so oft er will. Doch der Hauptzwang für die Vereinigten liegt hier: Genügt ihm Das (die separat gekochten Leibgerichte) nicht, — nun, so kehre er zu dem häuslichen Herd zurück oder nehme von vorn herein gar nicht Theil an der Gemeinschaft. Die Wirtschaftsgenossenschaft soll sich auf Einzelwünsche nicht einlassen, sondern muß jene heute schon international gewordene gute Küche führen, die etwa in den besten Hotels aller Großstädte zu finden ist und die den Provinzialen meist trefflich mundet. Frau Braun handelt übrigens ganz klug, wenn sie die meisten gemeinsamen Angelegenheiten der Genossenschaft für die Theilnehmer nicht obligatorisch macht. Sie weiß sehr genau, daß einer Anzahl von Menschen, die zufällig in einem Hause zusammenwohnen, in den meisten Fällen nichts weiter gemeinsam ist als gesunder Hunger. Es thut hierbei nichts zur Sache, wenn ich für meine Person glaube, daß die Durchführbarkeit anderer gemeinschaftlichen Dinge viel weniger Schwierigkeiten bereiten würden als die Esserei. In ihrem ersten Artikel sagte Frau Braun, indem sie die Vortheile der Genossenschaftsküche hervorhebt, dem Sinne nach: Ausschlaggebend sind in dieser Beziehung nur die Männer. Hand aufs Herz, schmeckt Euch das im Hotel gebratene Beefsteak nicht besser als das von der Frau daheim zubereitete? Eine bejahende Antwort nimmt Frau Braun als selbstverständlich an und meint dann weiter (immer nur dem Sinne nach), daß die Hotellküche durch bessere Verwendung von Resten und richtige Benutzung der Chemie billiger arbeite und schmackhafter zubereite. Das ist ja eben, verehrte Frau Braun; hier liegt der Hase im Pfeffer! Es werden sich wenige Männer finden, die ruhigen Gewissens sagen können: Ja, die Suppe, das Gemüse, der Braten schmeckt uns besser im Hotel als im eigenen Hause. Gerade die entgegengesetzte Antwort würde Frau Braun von den meisten Männern erhalten, die Gelegenheit haben und hatten, häufig und regelmäßig im Hotel sowohl als zu Hause zu speisen, und nur diese Männer sind doch kompetent. Ich gehöre zu denen, die beruflich gezwungen sind, fünf bis sechs Monate im Jahr ihr Essen in Restaurationen einzunehmen, und bin stets herzlich froh, wieder mal vier Wochen in meiner Familie essen zu können. Die meisten Gerichte werden zu Hause nahrhafter und schmackhafter zubereitet. Tausendfach kann man dies Urtheil aussprechen hören, ohne daß es dem so Urtheilenden etwa einfiel, auf das Hotelessen zu schimpfen und dadurch zu zeigen, wie gut man zu Hause zu essen gewohnt ist. Das Essen daheim ist viel einfacher und ungekünstelter als an der Table d'Hôte. Man giebt den in der Familie zubereiteten Speisen sehr häufig das Beiwort 'gut bürgerlich', man spricht von 'Hausmannskost', ohne genauer definiren zu können, welche Art des Kochens man eigentlich darunter verstehe. Sicher ist aber: es liegt ein gewisses Etwas in den Gerichten der Hausfrau, das sie uns viel schmackhafter und angenehmer erscheinen läßt. Rationeller als die Hotellküche wirtschaftet die Hotellküche zweifellos; rationeller würde die Genossenschaftsküche wohl auch arbeiten, zugleich aber eben so zweifellos alle die Mängel hervorgerufen, die jede Hotellküche (Massenküche) der bürgerlichen Einzelküche gegenüber besitzt.

Frankfurt a. M.

Max Cohen."

O diese Oberlehrer! Sie, zu deren täglichen Lasten es gehört, an die kleine Welt der Sänder Censuren auszutheilen, haben jüngst am eigenen Leibe

erfahren müssen, wie weh es thut, hart angelassen und abschätzig beurtheilt zu werden. Aber haben sie die Rüge wirklich verdient, die laut und so vernehmlich, daß die dümmsten Abc-Schützen sie kaum überhören konnten, zwei preussische Minister vor den Erwählten des Volkes an sie gerichtet haben? Herr von Miquel warf ihnen, mit einer an ihm ungewohnten Festigkeit, als unbillig die Forderung vor, den Richtern erster Instanz gleichgestellt, überhaupt als ein den Juristen ebenbürtiger Stand betrachtet zu werden. Der berufene Vertreter der akademisch gebildeten Lehrer, Minister Studt, vertrat die selben Anschauungen und gab die seinem Schutze Anvertrauten preis, sie an ihre Aufgaben treuer Pflichterfüllung, vorbildlicher Besonnenheit und des Vertrauens auf den guten Willen der vorgelegten Behörden gemahnend. Die Reden der Minister machten offenbar Eindruck; die Verhandlung nahm den Verlauf eines über die „höheren“ Lehrer abgehaltenen Strafgerichtes und die Empfindlicheren und Klügeren unter ihnen werden, wenn sie dem Verlauf der Sitzung nachdenken, sich bestürzt fragen müssen, woher es komme, daß ihre Wirksamkeit ihnen bei der Bevölkerung so geringe Sympathien zu erwerben vermag. Materiell scheinen mir die wider sie erhobenen Anklagen nur zum kleinen Theil berechtigt. Denn keiner Dialektik wird es je gelingen, nachzuweisen, daß richterliche Funktionen an Gesellschaftswert über denen des akademisch gebildeten Lehrers ständen, daß für dessen an Beförderungsmöglichkeiten so arme Laufbahn das Richtergehalt zu hoch sei. Verwunderlich ist, daß die Herren Minister mit einem bedenklich fehlerhaften Zahlenmaterial operiren: sie vergessen, daß die Herren Oberlehrer ihren ganzen akademisch geschulten Schorfsinn angewandt haben, um aus der ihre Gehalts- und Gesundheitsverhältnisse, ihre Sterblichkeit und ihre Invalidität, ihren Studiengang, ihre Anstellung- und Wartezeiten, ihren Kinderreichthum und ihre Nebeneinkünfte, ihre Wittwen- und Waisenversorgung betreffenden Statistik eine Wissenschaft zu machen, deren Zahlengeheimnisse nur sie, mit dem Uebermuth der gewohnheitmäßigen Besserwisser, beherrschen. Verwunderlich, weil unklug und unnöthig. Denn die Zeit zum Reden ist vorbei: die Lehrer halten in ihren — nicht mit Unrecht so genannten — Strikereinen fest zusammen, die behördlich verhätschelten „besonnenen“ Elemente werden weder sicht- noch hörbar, die bisher so Zaghaften, Verschüchterten machen sich, in Resolutionen von grob materieller Färbung und ohne ideologisches Feigenblatt, gegenseitig zum Ausscharren Muth und zeigen, durch eine für deutsche Verhältnisse unerhört reiche Dotation an den kompromittirtesten unter ihren Verfechtern (allerdings ein Genie von Agitator), wie sie den „idealsten“ aller Berufe auffassen. Als Symptome veränderter Stimmungen und Strömungen in unserer von Interessenkämpfen zerrissenen Zeit sind solche Vorgänge unschätzbare. Wer aber wäre so naiv, in dem heutigen Lehrer noch den Erben pestalozzischen und roussseauischen Geistes zu suchen? Wie viele unter ihnen üben ihren Beruf noch mit jener Belehrethum und weltfremden Einseitigkeit, die aus den absonderlichsten Gestalten der älteren Lehrgeneration kostbar rührende Erinnerungen fürs ganze Leben schuf? Wo sind sie hin, jene oft narkotischen Weisen, die der Kümmerlichkeiten ihrer materiellen Enge unter Büchern und Papier vergaßen und den farbigen Abglanz der Welt nur im Spiegel der Idee genossen? Gelehrter, fachwissenschaftlicher gebildet mögen ihre Nachfahren wohl geworden sein, aber auch anspruchsvoller: mit irden Sinnen den Sünden und Freuden dieser

Welt zugethan, empfindlich auf die eitlen Formalien gesellschaftlicher Beachtung erpicht, mit Unlust und Verdrossenheit jene Bescheidenheit ühend, die large Abnung zur Pflicht macht. Und Die sie zur Maßhaltung und Besonnenheit ermahnen, zarte, feinfühligte Gemüther wie Wilhelm Münch, den jedes laute Wort erschreckt, jede hastige Gebärde wohl pöbelhaft, jeder trotzig selbstbewußte Hinweis auf eignen Werth und eigenes Verdienst wohl unbescheiden und unmanierlich dünken mag: sie messen an veralteten Maßstäben das neue Geschlecht, das mit Kunst und Wissenschaft wie mit Butter und Käse handelt und mit allen Mitteln geschäftlicher Taktik um den berühmten Platz an der Sonne ringt. S.

Die für Herrn Johannes Schlaf bestimmten 100 Mark, über die neulich hier quittirt wurde, waren nicht von der Literarischen Anstalt, sondern von der Literarischen Gesellschaft aus München geschickt. Ferner sind für Herrn Schlaf noch folgende Beträge eingegangen: Aus Posen 20, durch Fräulein Louise Dumont 180, Weinberg 3,50, Söll 10, Böttcher 25 Mark. Im Ganzen 1383 Mark und 40 Pfennige.

Um einem kranken Schriftsteller Geld zu schaffen, führen berliner Schauspieler alle paar Wochen im Künstlerhaus nachts Schwänke und Possen auf. Kein Literat wirkt mit. Die lustigen Stückchen sind von den Schauspielern gedichtet und, wie sie sagen, in Szene gesetzt. Unten sitzen die Mandarinen und Unternehmer der Literatur und des Theaters und kreischen in Lachkrämpfen. Von Elf bis Eins oder Zwei. Es kann erst anfangen, wenn die Protagonisten aus dem langweiligen Frohndienst des Deutschen Theaters entlassen sind. Doch für des Wartens Last wird man belohnt. Reichlich; wer eine Nacht und zehn Reichsmark dran wenden kann, sollte nicht versäumen, zu „Schall und Rauch“ zu gehen. Diesen netten Namen haben die jungen Histrionen ihren Veranstaltungen gegeben. Nie hat ein bescheidenere Name eine frechere Sache gedeckt. Diese Frechheit ist das Genialische, also Unberlinische an dem Spah. Keine Jote, kaum ein die Grenzen des Seguallebens streifendes Wort. Auch keine Nachahmung pariserischer Cabarettumore, wie im Bunten Theater des Freiherrn von Wolzogen. Nicht eine einzige Dame stellt ihre Reize aus. Enthüllt wird das innerste Wesen des modernen Theatergeschäfts. Direktoren, Dramaturgen, Regisseure werden verhöhnt. Aber auch das Publikum, das dem Schauspieler heilig sein sollte, kommt schlecht weg; seine Unsicherheit, die Abhängigkeit seines Urtheils vom Stichwort eines Kritikers wird gezeigt. Und die Kritiker spielen die Rolle, die sie in Histrionengesprächen immer spielten; nur sind sie nicht bestechlich. Das wäre zu bitter und könnte verstimmen. Natürlich werden auch alle Literaturmoden verspottet; „Don Carlos“ wird in vier verschiedenen Stilen aufgeführt. Das ist sehr lehrreich. Die es noch immer nicht wußten, lernen hier, wie leicht die „neuen“ Stile zu meistern sind. Ahnungslose Gemüther können da überhaupt viel lernen. Wer die Schauspielhäuser regirt: nicht der Direktor, sondern das Kapitalistenkonförium, das ihn, seines Namens wegen, vorgeschoben hat. Wie es auf Proben zugeht und welche traurige Statistenrolle dabei dem Dichter zufällt. Wie man ein Naturalist und ein Virtuose der Natürlichkeit wird. Und so weiter. Es ist fast ein Verrath. Aber so lustig und bis ins winzigste Detail doch mit so ernsthafter Exaktheit eingeübt, daß man in heller Freude lauscht und auch nach Mitternacht nicht müde wird.